

487040

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 13 / I. APRIL-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

ST. v. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
MARIE KLEIN AUS DEN BRIEFEN EINES SÄCH-
SISCHEN STUDENTEN AN SEINE BRAUT
HEINRICH ZILlich GEDICHTE
DR. FRITZ NETOLITZKY DAS FESTLAND VOR
DER ATLANTISINSEL PLATONS
MARGARETE PICK-JELLINEK KLOPFET AN ...
LITERATUR / MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG

MUSIKBEILAGE: WILLI HERMANN: OSTERLIED

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

Osterlied

von Willi Hermann.

Bewegt.

8.



1. Hell sind Knos-spen auf ge-sprun-gen
2. Heim-lich will - die Er-de grü-nen
3. Hel-ler wird der jun-ge Mor-gen



Und der Früh-ling ist uns nah' Son-ne
Vö-glein hat ... sein Lied ge-macht Men-schen
al-ler Sinn... ist neu er-hell't, Blü-ten



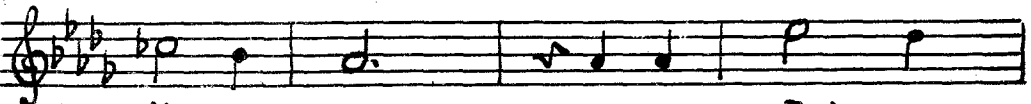
hat ... sich durch ge-run-gen Aus der
sind ... aus Qual und Süh-nen neu zum
einst... noch still ver-bor-gen drän-gen



Nacht um Gol-ga-tha. Schafft auch
Le-ben auf-ge-wacht. Nimmt auch
freu-dig in die Welt. Irrt der



neu-e Qual und Schmer-zen sich der Mensch im
al-les hier auf Er... den rasch zum En-de
Mensch auch dunk-le Bah... nen tastend sei-nen



Ue-ber schwang. Wie ein Bal-sam
sei-nen Gang. Horch das Lied vom
Weg ent-lang; Neu-es Hof-fen



in die Her... zen dringt der O-ster-glok-ken klang.
neu-en Wer... den klingt der O-ster-glok-ken klang.
neu-es Ah-nen bringt der O-ster-glok-ken klang.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 13 — Erstes Aprilheft — 1921

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XXIII. (Schluß.)

Seit Mauds Abfahrt arbeitete Kunz fieberhaft, mit jener Energie, die vor sich selber bestehen will und mit dem Bewußtsein, daß es in der letzten Stunde oft alles zu verlieren und alles zu gewinnen gibt. Hatte er nicht vermocht in einer Reihe von Bänden alle Träume seiner Jugend auszubreiten, so wollte er nun, an der Schwelle des Alters, in ein kleines Werk das Elirix seines ganzen Daseins pressen.

Zeitweilig erhielt er von Walda einen Brief. Sie erging sich darin stets ziemlich ausführlich über ihr Leben, aber immer in einem Tone, der bei der äußeren Entfernung zweier Menschen eine innere Distanz markieren wollte. Die Möglichkeit einer baldigen Rückkehr zog sie nicht in Betracht.

Wochenlang vermied Kunz selber darauf zurückzukommen; er fürchtete unbewußt, daß diese Rückkehr außer alten Gegensätzen eine ganze neue, eigenartige Atmosphäre und Stimmung in die Wände seiner Wohnung und damit in die Seiten seines Werkes hereintragen müßte. Ohne es sich einzugestehen, bangte es ihm, daß jeder neue kräftige und seiner nunmehrigen Verfassung fremde Hauch sein neues Gleichgewicht und damit die Harmonie des Werkes stören müsse.

So konnte Kunz, als er schließlich von der Rückkehr ernstlich schreiben wollte, bei aller Anstrengung jenen einfachen Ton nicht finden, der allein überzeugend wirkt und der ihn floh.

— Der Literat hat den Menschen in mir zerstört, mußte er sich sagen.

Und er griff gierig nach den Blättern seiner Arbeit, aus deren festgefügter Form er die Wärme seines Lebens wieder ihm entgegenströmen fühlte, aus deren Gestalten er sein Ich in vergrößerten Konturen wieder leibhaftig sich entgegenkommen sah.

Maud sandte mit einer gewissen Regelmäßigkeit lakonisch abgefaßte Karten, die stets im Leben wie im Schaffen des Redakteurs einen leichten Schimmer leuchten ließen. Sie verhinderten indessen, daß schlecht verheilte Wunden sich gänzlich schließen konnten.

An einem Abend stand Kunz mit einem lauten Seufzer von seinem Platz am Schreibtisch auf.

— Ich bin die Sache los! rief er aus. Ah, ich bin sie frei!

Hatte er monatelang unter einem Alpdruck gelebt, den er körperlich in sich, über sich hatte fühlen müssen, so sah er alle Ursachen seiner Beklemmung plötzlich wie weggeweht.

Da breitete er die Arme aus, wie wenn er in einigen Augenblicken des Ausspannens neue Kräfte in sich sammeln wollte, um zum neuen Schlage auszuholen.

Und im folgenden Briefe an Walda, in dem er von der Vollendung seines Werkes schrieb, drückte er die Hoffnung aus, daß für sie und ihn ein neues Leben beginnen müsse.

„Ich bin durch die Schule des Leidens gegangen,“ hieß es in diesem letzten Schreiben, „ich habe gelernt alles zu vermeiden, was andere leiden macht . . .“

Gleichzeitig trat er brieflich mit einem ihm bekannten Wiener Verleger in Verhandlung ein. Es folgte umgehend eine begeisterte Antwort an den Verfasser des „neuesten Meisterwerkes“.

Runz las selber sein Werk ein letztes Mal, bevor er, wie Doktor Faust dem Teufel, seine Seele dem Verleger übergab. Und diese Lektüre, bei der er in sich selber Publikum, Kritik und Schöpfer vereinigt fühlte, ließ ihn die Grenzen seiner Kraft erkennen und das Unendliche erschauen. Das Beste, das Wertvollste, dachte er, bleibt stets in den verstecktesten Falten der Seele zurück, wie jener Schnee, der sich in entlegenen Tälern der Gebirge hält und den kein Sonnenstrahl zum Aufstauen bringen kann.

Einen Tag nach dem zustimmenden Schreiben des Verlegers traf Waldas ablehnende Antwort ein. Runz las lange, in innerer Bewegung, das freundliche, aber in bestimmtem Tone abgefaßte Schreiben.

Er kehrte immer wieder zu einigen Zeilen zurück, die ihm wie Balsam in seinem Leid erschienen:

Ich habe stets an Deinen Arbeiten, an Deinem Leben innerlich Anteil genommen. Ich habe alles versucht, damit unser Zusammenleben möglich werde. Äußere Widerwärtigkeiten, das Häßliche, das Kleinliche im Leben haben das zarte Pflänzchen

unserer Ehe verdorren machen. Aber wenn Du mich auch als Frau verlieren mußt, als Mensch werde ich Dir und Deiner Arbeit auch weiterhin erhalten bleiben. Denn wir schaffen uns gegenseitig unsagbare, neue Leiden, wenn wir mit einer Lüge, die uns voneinander trennt, wieder zusammenkommen.

Runz verstand.

— Walda hat auf ihrem neuen Weg, in einem zweiten Manne im mondanen Leben neue Illusionen gefunden. Doch habe nicht ich ihr den Weg gezeigt?

Und er empfand wieder das grausame Spiel der Gegensätze zweier Welten, die solange balancieren müssen, bis die eine über die andere die Oberhand gewinnt.

Runz fuhr bald darauf nach Wien, um bei der Herausgabe seines Buches die technischen Arbeiten selber zu überwachen. Nach vielen Gängen von Redaktionsstuben zum Verleger, von hier zur Druckerei, trat er an einem Vormittage in ein bekanntes Künstlerkaffeehaus ein. Da gewahrte er in der einen Ecke des Raumes über einer Marmorplatte Kärgels grimmiges Gesicht. Zuerst war er erstaunt, inmitten der Porträts bekannter Männer, die alle Wände zierten, auch das Bildnis seines ehemaligen Mitarbeiters anzutreffen. Und als ihm zum Bewußtsein kam, daß er wirklich Kärgel vor sich hatte, war es schon zu spät ihm auszuweichen.

Der ehemalige Mitarbeiter des „Fortschritts“ erhob sich von seinem Platz. Er trat auf seinen ehemaligen Chef zu, schüttelte ihm kameradschaftlich die Hand, als ob zwischen den beiden niemals etwas vorgefallen wäre und lud ihn nach einigen Worten der Begrüßung auf eine Flasche Champagner ein.

Indem Runz das Glas mit dem perlenden Getränk zu den Lippen hob,

bemerkte er, daß Kärgel noch immer den blauen Anzug trug, der seinerzeit in der Provinz als elegant gegolten hatte. Einzelne Fäden, die nun darin zum Vorschein kamen, bildeten ein neues Ganzes, eine Art trauriger Harmonie, gegenüber dem freudig schäumenden Getränk. Runz mußte sich zwingen das Glas zu leeren und der Inhalt füllte ihn mit Bitterkeit. Kärgel sprach indessen bald im harmlosen Plaudertone. Er habe zu den vergangenen Dingen Distanz gewonnen, sagte er und sehe alles mit Milde, fast mit Wehmut an. Es habe ihm nichts geschadet, daß er nach dem Saumel der Großstadt in der äußeren Stille der Provinz die unvereinbaren Gegensätze innerhalb seiner selbst und zwischen zwei Menschen hätte kennen lernen müssen.

— Immerhin, fuhr er zu sprechen fort, am rechten Platz bin ich doch nur hier.

Dabei war nicht genau zu entnehmen, ob er von ganz Wien oder bloß von seinem Sitz vor einer Flasche Champagner sprach.

— Und Dein Roman? fragte er nach einer Pause.

Runz teilte ihm mit, daß er in wenigen Tagen erscheinen werde.

— Schade, rief Kärgel aus. Ewig schade . . . Ich hätte Dir Dein Werk an einem viel vornehmeren Verlage untergebracht.

Er sprach hierauf vom Roman, wie wenn er selber dabei mitgeholfen, schließlich sogar in dem Tone als ob er selber ihn ganz allein geschrieben hätte.

Runz rutschte unruhig auf seinem Samtsessel herum. Als Kärgel in seinem Redeschwall eine Pause machte, erhob sich der Redakteur.

— Ich muß jetzt in eine Matiné, um Maud spielen zu sehen. Aber wir sehen uns noch.

— Maud, rief Kärgel aus, wie wenn es sich um eine beliebige Wiener Schau-

spielerin handeln würde. Guter Durchschnitt, weiter nichts . . . Sie hat einen Protektor gefunden in dem Baron . . . wie heißt er nur . . . der Name schließlich tut nichts zur Sache . . . einem Durchschnittsmenschen, einem Namenlosen . . . Da ist nichts zu machen . . . Maud hat meine Protektion nicht annehmen wollen . . . Schade um das Mädel . . . schade im Interesse der Kunst . . .

Runz und Kärgel schüttelten sich die Hände.

— Wenn Du mich noch sprechen willst, wenn Du mich brauchst, rief der ehemalige Mitarbeiter seinem ehemaligen Chef von seinem Platz aus nach, ich bin fast den ganzen Tag an diesem Tisch zu sprechen . . . Hier ist sozusagen mein Hauptquartier . . . Und es ist ja selbstverständlich, daß ich Deinen Roman in einem ersten Blatt bespreche, in mehreren, wenn Du es so haben willst . . . Ich launziere ihn Dir in die Welt hinaus . . .

Runz begab sich zum Theater, an dem Maud noch am selben Nachmittage spielen sollte. Er ging lange vor der Türe, die zur Bühne führte, auf und ab.

Schließlich erschien Maud in Gesellschaft mehrerer ganz rasierter Herren. Als sie Runz erblickte, zeigte sie jenes Staunen, das Freude ausdrücken will und dabei eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen kann. Sie verließ übrigens sofort ihre Begleiter und trat auf Runz zu.

— Ah, Herr Redakteur! rief sie aus.

Sie erkundigte sich nach der Redaktion, nach der Tante. Die Anstrengung, mit der sie Interesse zu zeigen suchte, ließ Runz bald in Umrissen den Abgrund sehen, der die Schauspielerin von ihrem früheren Leben trennte. Sie sprach schließlich von Kärgel.

— Er hat einen Mäcen gefunden, einen Millionär, also einen idealen Mäcen . . .

— Einen Mäcen, der „möglich“ ist, wandte Runz ein, um etwas zu sagen.

— Den einzig möglichen . . . Dieser rechnet es sich zur Ehre an, Kärgel zu bewirten und in seinem Automobil spazieren zu führen . . . Kärgel lebt also ständig in einer Atmosphäre von Champagner.

Runz fiel rasch ein:

— Und von Benzin . . . Er bleibt aber trotzdem stets am selben Fleck, oder vielmehr er geht unaufhörlich rückwärts mit seiner Kunst . . . Welch eine Lehre für Mäcene . . .

Maud reichte dem Redakteur die Hand.

— Ich muß jetzt auf die Bühne. Suchen Sie mich nach der Vorstellung in meiner Wohnung auf, Herr Redakteur. Ich habe ein nettes Zimmer mit vielen Blumen, Mahagonimöbeln und Künstlerphotographien . . . Wie Sie merken, geht bisher alles gut . . . Ich stelle Ihnen, wenn Sie zu mir kommen, einige Kollegen und Kolleginnen vor, alles nette, vorurteilslose Leute . . . Der Herr, der uns dort den Rücken kehrt, ist mein Protektor . . . Ein großes Tier, müssen Sie wissen und dabei ein guter Kerl . . . Auf Wiedersehen, Herr Redakteur.

Runz empfand heute wie eine körperliche Berührung die Stimme Mauds und das Spiel der Augen, die im Rahmen der lebhaften Farben von Hut und Toilette stärker als gewöhnlich leuchteten. Galt diese Glut, von der er glauben mußte, daß sie versengen wollte, nun endlich doch seiner Person? Wollte sie neue, ungeahnte Perspektiven ihm eröffnen. Oder hatte Maud das Lampenfieber?

Bald nach der Vorstellung begab sich der Redakteur in die Wohnung der Schauspielerin.

— Das gnädige Fräulein kommt sofort, sagte ihm ein Stubenmädchen.

Runz setzte sich auf ein Sopha nieder und machte mit den Augen die Runde

über die Blumen und die Möbeln des Zimmers. Er suchte aus den Gegenständen die Geheimnisse herauszulesen, die Mauds Worte, Gesten und Blicke ihm noch immer verborgen hielten. Er erblickte eine Ansichtskarte, die vor ihm auf dem Tische lag. Er erkannte sofort die scharfen und doch zarten Züge Mauds in den Zeichen der Schrift, die diese Karte deckten. Und er kippelte die Worte vor sich hin, die er las und die aus seinem eigenen Innern zu kommen schienen.

— Ich träumte vom Glück . . . Und als ich erwachte, war es Pflicht . . .

Maud hatte auf dieser Karte, die noch ihres Abtransportes harnte, in wenigen Zeilen die ganze Enttäuschung ihres neuen Lebens ausgedrückt. Doch steckte darin nicht die innere Tragödie aller Ernüchterten, Entzauberten, die nach überschwenglichen, glühenden Hoffnungen, selbst inmitten äußeren Trubels jene Einsamkeit und Kälte spüren, wie sie aus den Klostermauern strömt?

Der Redakteur wartete noch eine Stunde lang. Dann nahm er in einem Augenblicke rasch aufloodernden Zornes den Hut und verließ die Wohnung der Schauspielerin.

— Jedenfalls, rief er aus, hat Maud jetzt schon etwas von der großen Künstlerin, — die Allüren . . .

Er ging mit raschem Schritt durch die belebte Straße, die sich vor seinen Augen weitete. Dabei blickte er sich zu wiederholten Malen um, in der Hoffnung, er könnte Maud doch noch zu Gesicht bekommen. Er gewahrte indessen bloß fremde Gestalten, die teils geschäftig, teils heiter plaudernd ihres Weges gingen und die Sirenen des Pflasters, die nach allen Seitengassen winkten.

Als an einem Nachmittage, zwei Wochen später, Runz wieder sein Redaktionslokal betrat, wies sein Mit-

arbeiter, Hans Walter, auf eine Anzahl Zeitungen hin.

— Es stehen zahlreiche Kritiken Ihres Romanes in den Wiener Blättern, Herr Redakteur. Es macht durchaus den Eindruck, daß Ihr Roman eingeschlagen hat.

Runz las einige Kritiken durch.

— Sie haben recht, Herr Walter, entgegnete er. Einige Herren der Kritikerzunft versuchen an meinem Werk all ihre Jongleurkunststücke zu produzieren, andere benützen die Gelegenheit, ihr Gift, das sie in sich selber tragen, mit der Tinte auf den armen Autor zu verspritzen... das langsam wirkende Gift... All das sind in der Tat Anzeichen einer gewissen Wirkung meines Werkes...

— Sie sehen die Dinge zu sehr im Affekt des Triumphtors, Herr Redakteur... Die Kritik Georg Kargels ist doch durchaus anerkennend.

— Die kommt nicht in Betracht... Mein ehemaliger Mitarbeiter will mir, der Welt und sich selbst beweisen, daß er nach unseren persönlichen Auseinandersetzungen unpersönlich, streng sachlich bleiben kann... Seine Kritik ist — so paradox es klingen mag — die persönlichste, die unsachlichste und gleichzeitig die gefährlichste von allen.

Nach einer Pause fuhr er fort:

— Gleichviel... Schließlich habe ich das Werk erscheinen lassen, um es innerlich frei zu sein und damit ich es selber noch einmal in Ruhe lesen kann... Publikum... Kritik... ich pfeife drauf...

Er rief Lug, der auf einem Lehnstuhl schlief und verließ das Redaktionslokal.

Auf der Straße blickte er indessen nach allen Schaufenstern der Buchhandlungen aus, um darin sein Werk und damit sich selber wie in Spiegeln vielfältigt zu sehen. Beim Anblick der großen schwarzen Lettern, die den Namen Runz auf dem blauen Grunde seiner

Schöpfung glänzen ließen, die alle Läden füllten, um diesen Namen in die Welt hinauszutragen, brach im Redakteur gewaltsam das Gefühl der Freude durch.

Er hatte das Bedürfnis den Leuten zuzurufen:

— Ich bin erschienen... Ich habe einen Namen... Ich bin kein Unbekannter, kein Namenloser mehr wie ihr.

Er wich aber den Menschen aus, obwohl er sich heute mehr als je zu ihnen angezogen fühlte. Hätte nicht ein einziges banales Wort von einem dieser Namenlosen genügen können, um ihn von den Höhen, auf denen er nach mühseligem Aufstieg zu wandeln glaubte und auf denen er sich noch wenig sicher fühlte, wieder zur Wirklichkeit herabzuziehen?

So durchmaß er mit jenem Selbstbewußtsein, das der Erfolg den Menschen gibt die Hauptstraßen der Stadt, durch die Menge hindurch, oder vielmehr über die Menge hinweg. Und all diese Leute, die ihn kreuzten, zählten bloß noch als Publikum für ihn, als Leser, die nur noch deshalb auf Erden sich bewegten, um sein Buch zu kaufen, zu lesen, davon zu sprechen, um sich anzufüllen, mit seinem Wesen, dem Geiste von ihm, dem Schriftsteller Runz, um zu seiner Apotheose beizutragen.

Er spürte bald das Bedürfnis die Menschen ganz zu fliehen, um allein mit sich und seiner Schöpfung, sich selber zuzurufen, was ihm selber noch fast unglaublich schien:

— Ich bin erschienen... ich habe einen Namen...

Er gewann das Freie. Von einer einsamen beschatteten Bank am Waldestrand blickte er lange auf den Teich, der inmitten einer Ebene unter der sinkenden Sonne glänzte.

Eintagsfliegen beschrieb, gleich einer Zahl von Welten ihre Kreise, um einen gemeinsamen, wenn auch unsicht-

baren Mittelpunkt. Indem Runz diesem alltäglichen und doch so seltsamen Schauspiel folgte, beschrieben seine Augen jene Bahnen mit. Er empfand die wunschlose innere und äußere Ruhe, bei der wir Augenblicke lang, über der Erde, den Dingen, über unseren eigenen Gedanken und Gefühlen schweben und wobei beim Gleichgewicht von Seele und Leib die Vergangenheit und die Zukunft in Zeit und Raum verloren selber ihre Kreise ziehen.

Da sah er neue Hoffnungen, neue Gedanken, neue Gefühle als ganze Welten noch unbestimmt, aber werdend, wachsend sich nach den Formen drängen, die er gleichfalls in sich, um sich fühlte.

Das Bedürfnis nach stärkerer, lauterer Betätigung des Ichs erfaßte ihn. Er begann zu singen, wobei er mit jedem Liede irgendein Ereignis seines Lebens in Verbindung brachte, mit jeder Melodie einen Lebensabschnitt vor seiner Seele wiederschuf.

Indessen nach einiger Zeit empfand er gleichzeitig mit beginnender Müdigkeit des Körpers schmerzlich die Unfähigkeit sich weiter Bilder zu schaffen.

Als er schärfer vor sich blickte, wie um weiter die Welten zu erfassen, die ihn schon fliehen wollten, waren die Eintagsfliegen verschwunden, von einem schärferen Windhauch wie weggeweht. Und Runz kam vor, er blickte in die Leere.

Da spürte er, zum erstenmal nach Monaten, wieder das Bedürfnis im Gespräche mit Menschen, einfach, mild und gut zu sein.

Er trat den Rückweg an. Die große Linie der Stadt, die aus der Ferne als farbige, zackige Silhouette den Himmel durchzog, löste sich, je näher Runz ihr trat, in kleine, schmutzige Farbflecken auf.

Die ersten Menschen, denen er begegnete, kamen ihm wie Larven vor, Larven aus bemaltem Papier, mit hohlen

Augen, die nichts Menschliches mehr an sich trugen, die ein Dichter mit eigenem Leben hätte füllen müssen, damit sie wieder Menschen hätten werden können.

Bald aber sah er sie alle ohne Maske wieder, die Leute, die Spießbürger, die mit dem Stolz von Schöpfern der Welt ihre Schmerzbänke durch die Straßen spazieren führten, die durch ihre Schwere alles in der Umgebung mit sich selber zur Erde niederzogen. Und hatte er nicht all diesen Leuten in seinem Werk seine Seele hingeworfen? Konnte nicht jeder-mann gleich Geiern daran hacken oder was der Autor noch schmerzlicher am eigenen Leibe spürt, gleichgiltig, kalt daran vorübergehen?

Vor seiner Wohnung angekommen, konnte Runz sich nicht entschliefen in die menschenleeren Räume hinaufzugehen.

Er begab sich in die Redaktion, weil er bei den Zeitungen, die gelesen werden mußten, bei den Menschen, die einige Worte an ihn richteten, es weniger fürchtete allein zu sein.

Walter hatte indessen das Lokal schon verlassen. Dagegen entströmte ein intensiver Geruch von Tabak und Alkohol den Kleidern, der ganzen Person des Reporters. Aus den stieren Augen Niemans starrte dem Redakteur die ganze Wirklichkeit entgegen, die Wirklichkeit von alle Tage, der kein Mensch entinnen kann.

— Ah der Vampir! rief Runz aus. Der Vampir!

Er setzte sich an den Schreibtisch nieder. Unter den Briefen, die er durchfliegen mußte, fand er ein Schriftstück, das über den Gang seiner Ehescheidung Aufschluß gab.

Beim Lesen dieser dürftigen und flüchtig geschriebenen Zeilen kam Runz heute erst ganz zum Bewußtsein, daß, indem er neben der Wirklichkeit eine Welt der Idee geschaffen hatte, das Dach über dem Kopfe zusammengebrochen war,

— Und Walda . . . hat so viele Anstrengungen gemacht das Dach vor dem Einsturz zu bewahren, dachte er . . . sie war so gut . . .

Seine Augen durchleuchteten unruhig das Zimmer, als suchten sie einen Ruhepunkt, einen Halt. Sie glitten an den kahlen Wänden über die Möbel. Von einem Lehnstuhl aus, zur Kugel zusammengerollt, sah ihn Lutz mit jenem Blick voll von unendlicher Milde und Güte an, die man bei Menschen vergebens sucht und in die Runz die Bedeutung hineinlegte: „Ich bleibe bei Dir . . .“ Der Redakteur starrte hierauf zum weit geöffneten Fenster hinaus. Der Garten lag im letzten Glühn der Abendsonne. Die ungeheure Feuerkugel vor dem Fenster ließ vor seinen Augen wieder die Worte aufflammen, die Maud auf der Höhe zu ihm gesprochen hatte:

— Sehen Sie, wie die Sonne dort untergeht, wie matt sie glänzt. Es scheint als klammere sie sich an den Bäumen an, bevor sie in die Tiefe sinkt . . .

Da erfaßte Runz — wie es in Augen-

blicken der Niedergeschlagenheit oft geschieht — mit einem Male bei neuem Erglühn der eigenen Seele, die Hoffnung ebenso wie die Gewißheit, daß in sein Leben noch einmal das Neue, Unbestimmte, Unerwartete treten muß, das beseelt und füllt. Es war wie wenn seine Augen auf ihrem unstillen Wandern plötzlich zum Stillstand kämen, um in das eigene Innere hineinzusehen. Seine Hand griff unwillkürlich nach der Feder, wobei er bei seinen Bewegungen des Tastens auch äußerlich das Gleichgewicht wieder fand.

Aber unter dem Drucke des Leidens, und der Vorahnung neuer Enttäuschungen schrieb er beim Glühn des Abends wie ein Resümee seiner Erfahrungen oder eines neuen Werkes die Worte der Enttäuschten dieses Lebens nieder:

— Ob wir ruhen oder handeln, ob wir verzweifeln oder hoffen, verzagen oder triumphieren, lieben oder hassen, das einzig Lebendige, das immer mit uns ist, uns umgibt, unser Dasein ständig füllt, ist das Gefühl des Mangels, der Leere.

E n d e .

Aus den Briefen eines sächsischen Studenten an seine Braut / 1820—1825

Von Marie Klein

I. Einleitung und Eindrücke aus Wien

Vergilbte Papiere, verblaßte Tinte, feine, kleine Schriftzüge — sie sehen tot aus, diese alten Briefe, so tot wie gepresste Blumen, die ihren Duft und ihre Farbe verloren haben! Aber wenn wir uns die Mühe nehmen darin zu blättern, dann staunen wir, wie lebendig sie sind. Es ist nicht nur ein papierenes Dasein, es ist wirkliches Leben das ihnen entquillt. Freilich ein Leben wie es in früherer Zeit

gelebt wurde. Ein Hauch der Wertherstimmung liegt darüber. Viel Sehnsucht, „Empfindung“, Weichheit, klingt aus den Worten des jungen Bräutigams, der an seine Braut schreibt, und doch auch etwas Lebenbejahendes, Kämpfendes, das stellenweise geradezu modern anmutet.

Daß es trotzdem die Zeit der Romantik ist, in der der Schreiber lebt, das zeigt sich nicht nur in der Innerlichkeit

des Gefühls. Es ist ein Schwelgen in Erinnerungen, und ein Zug der Selbstbespiegelung darin, wie er den Dichtern der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts eigen war.

Nie ist es nur die Gegenwart allein in der dieser sächsische Jüngling lebt. Wenn er auch noch so innige Töne findet, für den Ausdruck seiner Liebe, oder den Reiz einer Landschaft, für die Schönheit der Abendröte, oder die Pracht des gestirnten Himmels, das größte Entzücken bereitet es ihm doch, sich die schönen Augenblicke seiner eigenen Vergangenheit zurückzurufen und sie mit „Wehmut“ zu genießen.

Wenn wir die zur selben Zeit geschriebenen Briefe Wilhelm von Humboldts an eine Freundin lesen, so finden wir überraschend viel Ähnliches darin, nicht nur im Ausdruck, auch in der Weltanschauung und in den geheimnisvollen Regungen der Seele.

Auch Humboldt läßt gern die eigene Vergangenheit an sich vorüberziehen. In ihr — so sagt er — „ist reichlicher Stoff zur Freude und zur Wehmut, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue. Da hat man mit sich, mit andern, mit dem Geschick gekämpft, gestrebt und ist unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe und wenn es freudig war, unentziehbar wie ein der Seele eingewachsener Gedanke; es ist ferner wie von der Angstlichkeit, der Besorgnis der Zukunft“.

Aber Humboldt war, als er dieses schrieb, ein alter Mann. In dem jungen Studenten, der das Leben noch vor sich hatte, war doch auch schon der Geist einer späteren Zeit lebendig.

Er wollte sich nicht zurückziehen aus dem Getümmel des Lebens und es nur beobachten. Er wollte es selbst gestalten, damit es reich und schön werde.

Sein Bildungsideal war es, alle geistigen Anlagen, die in ihm waren, auszubilden. Wohl war es seine Absicht dereinst dem Vaterland zu dienen. Aber jede Beschränkung auf das rasche Erreichen eines bestimmten Zieles, jeder Termin war ihm etwas Untergeordnetes. In erster Linie wollte er die Harmonie der eigenen Seele fördern.

Er war in kleinen, engen Verhältnissen aufgewachsen. Im Dezember 1796 war er in Broos zur Welt gekommen und hatte in dem kleinen Städtchen seine ersten Kinderjahre verbracht.

In Hermannstadt absolvierte er das Obergymnasium und studierte an diesem zugleich auch zwei Jahre lang Jus.

Im Jahre 1817 ging er auf die Universität nach Wien, studierte Rechts- und Staatswissenschaften und kehrte im Jahre 1820 in die Heimat zurück, doch war es nur ein kurzer Besuch in den Ferien, den er hier machte.

In ihm — dem künftigen Gelehrten — lebte ein geradezu Faustischer Drang nach Erkenntnis. Immer neue Gebiete des Wissens zogen ihn an und reizten seinen Forscherinn. Gleichzeitig strebte er danach, durch große Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Sein Herz hatte er schon als Gymnasiast von 16 Jahren einem reizenden, jungen Mädchen zugewandt.

In diesem, bei uns zu Lande üblichen, jugendlichen Verhältnis, lag nur so weit etwas Ungewöhnliches, als Beide es sofort ganz ernst ansahen, als eine Verbindung fürs Leben. Bevor der Jüngling die Universität bezog, verlobte er sich im geheimen.

Aber — trotz der leidenschaftlichen Liebe, die er für seine Braut empfand, schrieb er ihr in den drei ersten Jahren seiner Abwesenheit keine Zeile. Vergebens hatte sie ihm einmal geschrieben und ihn gebeten ihr auch zu schreiben. Er schwieg.

Dadurch wollte er ihre Treue und Festigkeit auf die Probe stellen.

Sie sollte frei sein, von jeder weiteren Beeinflussung durch ihn. Nur die Erinnerung an die glücklichen Kindheits- und ersten Jugendjahre sollten ihr sein Bild lebendig erhalten.

Erst nach dem Wiedersehen im Jahre 1820 war er von ihrer unwandelbaren Treue überzeugt. Vier Wochen lang hatte er täglich mit ihr verkehrt und dem Zauber ihrer reinen und treuen Liebe sein ganzes Herz geöffnet. Von Wien schrieb er ihr dann den ersten Brief.

Er war eines Tages — ganz romantisch — ohne Abschied von ihr gegangen. Seine Wiederkehr zur Universität glich fast einer Flucht. Er floh vor sich selbst. —

Die Versuchung, jetzt schon in der Heimat zu bleiben, eine Anstellung zu suchen und zu heiraten, war in der Nähe seiner Braut sehr groß. Er empfand sie als eine Gefahr für seine Ausbildung. Er wollte nicht so früh schon den wissenschaftlichen Idealen, die in ihm lebten, entsagen, wollte nicht verkümmern in der Enge der kleinen Verhältnisse. Er wollte erst dann in der Heimat leben, wenn er sein selbst gestecktes Ziel erreicht hatte.

Um dem Ringen zwischen Gefühl und Verstand ein Ende zu machen, reiste er plötzlich ab.

Allerdings entsprach das Geheimnisvolle, Verschleierte auch seinen Ansichten von Poesie und seinen ästhetischen Stimmungen.

In seinem ersten Brief aus Wien erinnert er sie an das Glück ihres letzten Beisammenseins.

„Aber, was sind vier Wochen für die Liebe eines Lebens?“ ruft er aus und erzählt ihr, was sie selbst so gut weiß, weil es den Inhalt ihres Lebens ausgemacht hat.

„Zart wie unsere Jugend begann

auch unsere Liebe mit den sanftesten Tönen. Nicht ungekümmt, wie im reifen Alter, wo die glühende Phantasie für die nie genossene Morgenröthe dieses himmlischen Erdenglücks gewaltsam sich zu entschädigen wähnt. Schüchtern und befangen waren die ersten Küsse, aber sie durchdrangen die Seelen der Glücklichen wie der sanfte Regen das Land besenktet, und das verschämte Glühen der Wangen, der sich senkende Blick der wonnetrunkenen Augen besiegelten den unzerstörbaren Bund, den die jungen Herzen für eine Ewigkeit geschlossen hatten. Mein warst Du für immer, ehe Du es Dir klar denken konntest, ich Dein für immer, ehe ich es mir gestehen wollte, daß ich Dich liebe. Gibt es eine Einbildungskraft, die kühn genug ist, sich ein glücklicheres Verhältniß zu malen, als das unsere?“ —

Nachdem er noch weiter das Sichfinden der jungen Herzen mit schwärmerischem Entzücken schildert, erzählt er von der Zeit, wie er zum erstenmal nach Wien fuhr.

„Ich verließ mein Vaterland, raffte alle meine Kraft zusammen und stellte mich in die Schranken gegen das Schicksal, um durch diesen Kampf für die Menschheit etwas zu werden. Zwar bin ich nicht unterlegen, ob ich aber meinen hohen Zweck erreicht, wird erst die Zukunft beantworten.“ „Du, meine Geliebte, bleibst zurück, um in der Stille des Hauses die hohen Tugenden der Liebe und Treue und eines unerschütterlichen Glaubens zu üben. Wie ungleich während dieser Trennung unsere Aufgabe war, weißt Du. Von dem Augenblick an, als ich die vaterländische Grenze überschritten hatte, lockte mich der Zauber der Neuheit. Neue Länder mit allen ihren Schönheiten, die Landschaften mit allen ihren Reizen, die Dörfer mit ihren Naturmenschen, die Städte mit ihren Bewohnern und Sitten, das unaufhörliche Geräusch einer großen,

blühenden Hauptstadt waren abwechselnd interessante Gegenstände meiner Aufmerksamkeit. Der Ernst der Wissenschaften, die wechselnden Launen der Kunst und eine unaufhörliche Reihe von merkwürdigen Erscheinungen wetteiferten, mir die Wunde der Trennung bald zu heilen. Was taten nun noch die Reisen? und am meisten der Kampf um die Erreichung meines Zweckes?

Wie ganz anders war Deine Lage! Gebannt an den gemeinschaftlichen Aufenthalt unserer Jugend hattest Du nichts um Dich, als die Zeugen unserer Liebe. Jeder Baum, jeder Gang, jeder Rasensitz mußte Dich an vergangene Seligkeiten mahnen, und statt daß Du Deine Wunde heilen sahst, mußttest Du jeden Augenblick einen neuen Aufriß erleiden, aber Du standest fest und wanktest nicht.“

Besonders hoch rechnet er es ihr an, daß sie auch dann fest blieb, als ihre Mutter starb und mit dem letzten Atemzug die Tochter bat, die Gefühle für den Abwesenden, der sie vergessen haben werde, nicht länger in sich zu hegen, sondern einen Bewerber anzuhören, der der Mutter als das Ideal einer „guten Partie“ erschien.

Er gesteht ihr, wie sein Schweigen ihm selbst schwer gefallen sei, wie er sich aber gelobt habe, es nur durch ein Wiedersehen zu brechen. Wie erlöst fühlte er sich, als endlich der Tag der Heimreise herangekommen war und er „mit unaussprechlichen Empfindungen“ das Schiff bestieg, welches ihn der Braut entgegenführen sollte! Wie ungeduldig machte er die lange Wagenfahrt mit, um ans heiß ersehnte Ziel zu kommen!

„Was empfand ich, als ich die blauen Berge meines Vaterlandes wieder erblickte? Als ich den Fuß setzte in das Land meiner jugendlichen Freuden und meiner Liebe?“ —

Zehn Tage lang bleibt er im Elternhaus. Dann sucht er die Braut auf.

Er reitet. Schon neigt sich die Sonne, wie er sein Roß von der bekannten Straße weg, dem unbekanntem Hügel zu lenkt. Endlich ist er auf der Höhe. Vor ihm breitet sich das stille Dörfchen aus, das sein Feuersteß birgt.

Freundlich empfangen ihn die offenen Türen. Er fliegt die Treppen hinauf, eilt durch mehrere Zimmer, hört die Stimme der Geliebten und liegt in ihren Armen. —

Man denkt unwillkürlich an Sesenheim und an Friederike bei diesem Wiedersehen.

Während aber Friederike, bei allem ihrem Liebreiz doch, ihrer Erziehung und ihrem Bildungsgrad nach, ein einfaches Landmädchen war, welches nur in der gewohnten Umgebung ganz zur Geltung kommen konnte, war die Braut, der so treue, hingebende Liebe zuteil wurde, ungewöhnlich fein gebildet.

Das „stille Dörfchen“ war Urwegen. Hier war damals Josef Filtzsch, der spätere Stadtpfarrer von Mühlbach, Pfarrer. In seinem Hause lebte „Susi“, die Empfängerin der Briefe. Sie war die Nichte von Josef Filtzsch, die Tochter seiner Schwester. Sie hatte ihre Eltern früh verloren und hier ihre zweite Heimat gefunden.

Es war das Elternhaus des „phänomenalen Wunderkinds“ Karl Filtzsch, in welchem das verwaiste Mädchen erzogen wurde.

Es ist schon früher geschildert worden, welsch ein seltener Geist in diesem Hause lebte, wie hier Sprachen geübt, Musik getrieben, Literatur und Kunst genossen wurde, mit welchem Humor man den Alltag zu würzen verstand und mit welcher Geduld und Seelenstärke man das Leid des Lebens trug. Viele Gäste gingen in dem Hause ein und aus. Früh schon war unter den vielen die hier verkehrten auch Susis späterer Bräutigam

ein gern gesehener Gast. Er, der an sich selbst immer weiter bildete, unterließ es nie, auch die Braut immer zu Fortschritten in allem was Bildung hieß anzuregen. Ihm zuliebe sollte sie das Französische üben, denn er wollte bei dem nächsten Besuch die Henriade von Voltaire mit ihr lesen. Er bat sie ihr Klavierpiel nicht zu vernachlässigen und ihre Singstimme besser auszubilden. Später lernte sie auf seinen Wunsch italienisch, weil er die Rime des Petrarca mit ihr lesen wollte, und noch später nahm sie auf seine Bitte das Englische vor. Sie mußte Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturgeschichte lernen und übte sich im Ausdruck ihrer Gedanken. Es wurde viel gelesen im Hause ihres Onkels und oft Theater gespielt. Besonders Schillerische Stücke führte man gern im Garten auf. Wir sehen dabei Tiefurt und die Goetheischen kleinen Stücke, die dort gegeben wurden, vor uns. Josef Filtich hatte eine große Freude am Theater. In seinen alten Tagen wohnte er einmal in Wien einer Aufführung von Hebbels „Judith“ bei und war so begeistert, daß er den Dichter aufsuchte. In Hebbels Tagebüchern ist über diesen Besuch zu lesen, daß sich ihm nach der Aufführung von „Judith“ ein Greis aus Mühlbach in Siebenbürgen, so mit Gaben genähert habe, wie die Gesandten aus Mesopotamien dem Holofernes.

In jüngeren Jahren, in Urwegen, wußte er seine literarischen Interessen auf alle Mitglieder seiner Familie und auf die Gäste zu übertragen.

Das junge Paar erinnerte sich immer gern an diese Theateraufführungen.

Mit um so größerer Begeisterung sah der junge Mann nun in Wien die klassischen Stücke.

Am 20. März 1821 ließ er auch „Eusi“ an diesem Genuß teilnehmen,

soweit das durch briefliche Mitteilungen möglich war. Er schreibt:

„Gleich nach meiner Ankunft im November hörte ich von allen Seiten auffallend lebhafter als gewöhnlich vom Theater sprechen, zugleich wurde ich von meinem Freunde dringend aufgefordert, denselben Abend die Aufführung von Schillers Maria Stuart im Nationaltheater mit anzusehen. Madame Stich vom Berliner Hoftheater war es, die eine solche Bewegung unter die Freunde der Thalia gebracht. Ich sah diese Künstlerin seitdem in mehreren großen Rollen auftreten und in jeder mit solchem Erfolg, daß ich nicht weiß in welcher ich ihr den ersten Preis zuerkennen soll. Sie besitzt bei einer einnehmenden, noch jugendlichen Gestalt eine höchst reine, schmelzende Stimme, die sie so glücklich zu gebrauchen weiß, daß sie aus dem Herzen der Zuhörer machen kann was sie will. Ihre Mienensprache ist in hohem Grade ausgebildet und die Beweglichkeit ihres Körpers so entwickelt, daß sie in den schönen, reinen, wahren Formen, die sie mit großer Kunst darzustellen weiß, uns dahinbringt, bald die schottische Königin, bald die Jungfrau von Orleans, bald die schöne Julia vor uns zu glauben. Sie hat den Beifall des Publikums vollkommen und ich glaube mit Recht. Daß sie mit der gediegenen Schröder rivalisirt, kannst Du Dir vorstellen; ich überlasse es also Deiner Einbildungskraft dir die Szene im Garten zu Fotheringhay, wo die beiden Königinnen, hier Schröder und Stich, sich zum erstenmal erblicken, und wo beide ihren Charakter am deutlichsten aussprechen, so vortrefflich als möglich vorzustellen: Schöneres läßt sich auf der Bühne nicht leicht sehen. Nicht weniger vorteilhaft erschien sie im Mädchen von Orleans, das mit besonderer Pracht achtmal fast ununterbrochen hintereinander

II. In Göttingen.

gegeben wurde. Das Gedränge darin war so groß, daß man nicht ohne Gefahr ins Haus ging. Am meisten aber wirkte Stieh auf mich in Shakespeares Trauerspiel Romeo und Julia, nach der Uebersetzung von Schlegel — vielleicht weil ich dies Stück zum erstenmal sah. Ich bitte Dich dringend es zu lesen, sobald Du es bekommen kannst. Nie, nie werde ich die Szene vergessen, wo Julia nach jenem verhängnisvollen Ball auf den Balkon kömmt, belaußt vom Schimmer des Vollmondes und begleitet vom süßen Gesang der Nachtigall, ihre Empfindungen ausspricht; dann nachdem sie vom geliebten Mann behorcht zu werden merkt, kein Zurückhalten mehr kennt und ihm mit einer Süßigkeit, die mich vergessen machte, daß ich im Schauspielhause war, alles sagt, was er ihr zu sagen sich erst Mut fassen wollte. Besonders ist es in diesen Szenen, wo die Sprache der Schauspielerin eine so außerordentliche, alles hinreißende Wirkung tut. — Wie dann die Geschichte jener großen Liebe mit schnellen Schritten sich entwickelt, ganz angemessen dem heißen Blut des Südländers, wie sie dann sich trennen müssen, und ach — durch welchen unglückseligen Irrtum in der Familiengruft des Mädchens sich den Tod geben. — Das täuschende Spiel, die wahre Geschichte dieser Liebe, Shakespeares Genie, vielleicht aber auch die wehmütige Erinnerung an das schöne Italien war es, die sich diesen Abend verbanden einen tiefen, bleibenden Eindruck auf mich zu machen.“

Die Wiener Studienzeit fand ihren Abschluß im Mai 1821. Nicht nur das Theater hatte den jungen Studenten gefesselt. Er machte seine Prüfungen und verließ — mit seinem Freund Christen — als Dr. jur. Wien. Das Ziel seines weiteren Aufenthaltes zu Studienzwecken war Göttingen.

Göttingen, welches im Jahre 1821 der Aufenthaltsort des angehenden, jungen Gelehrten wurde, war damals eine hochberühmte Universität. Wir bedauern es, daß unser Freund nicht schon ein Jahr früher hinging. Da hätte er Goethe, der von Pyrmont aus, wo er zur Kur weilte, Göttingen besucht hatte, vielleicht gesehen und der Braut etwas davon erzählt. Wir wissen, daß, wenn auch Schiller in erster Linie damals die Jugend begeisterte, dieses Brautpaar doch „Werthers Leiden“ mit unvergänglichem Entzücken gelesen hatte.

Wir glauben heute, es müsse noch lange nach Goethes Besuch ein Abglanz dieser Tage auf der Universitätsstadt gelegen sein. Wohl mögen die Professoren, in deren gastlichen Häusern der junge Siebenbürger viel verkehrte, davon gesprochen haben, aber der Klang dieser Worte ist für uns verweht.

Aber Göttingen hatte Goethe schon bei seinem ersten Besuch 1801 in einem Brief an Schiller ein sehr günstiges Urteil gefällt. „Die Anstalten sind respektabel, doch werden Sie darüber, sowie über die Menschen erst mündlich hören.“ „Blumenbachs Schädelammlung hat manche alte Idee wieder aufgeregt, und ich hoffe, ein oder das andere Resultat soll bei näherer Betrachtung nicht fehlen.“ „Ich leugne nicht, daß ich wohl ein Vierteljahr in Göttingen zubringen möchte, indem daselbst gar vieles beisammen zu haben ist.“ Auf der Göttinger Bibliothek, die unserem jungen Doktor die Hauptquellen für seine Studien bot, hatte Goethe vieles für seine Farbenlehre gefunden.

Hoher Besuch anderer Art machte 1821 viel Aufsehen. Der König Georg V. von Hannover wurde, als er hin kam, von den Studenten nicht nur durch einen Fackelzug geehrt, sie führten in den alten

Trachten ein Turnier auf, wie im Mittelalter.

Der junge Siebenbürger trat in keine Verbindung ein. Das eigentliche Studentenleben hat er wohl nicht mitgemacht. Aber er hatte viele Freunde, die ihn in die reizende Umgebung begleiteten und ihn in Familien bekannt machten.

Wien hatte er am 16. Mai mit seinem Freund Dr. Christen verlassen. Auf ihrer Reise hatten sie Brünn und Olmütz angesehen und waren einige Tage in den „Hochwaldgebirgen der schlesischen Sudeten“ geblieben. Breslau — von dem sie wenig erwartet hatten — gefiel ihnen um so besser. Sie sahen drei Tage lang die Stadt an. Dann „flogen“ sie mit der Post an der Oder hinunter durch die brandenburgischen Steppen, in denen „wie in der syrischen Wüste, ein zweites Palmyra sich ausbreitete“. Sie eilten durch die großen Alleen vor dem Frankfurter Thor der Marienkirche zu und waren am Abend des 2. Juni auf dem Gendarmenmarkt und auf der langen Brücke in Berlin.

Die Eindrücke, die die beiden Reisenden von Berlin hatten, waren die des Staunens darüber, was Friedrich der Große mit einem Wink aus dieser Sandwüste gemacht hatte. „Man mag sich wenden wohin man will, es ist unverkennbar, daß ein Friedrich hier geschaffen hat. Überall erblickt man sprechende Denkmäler seines Geistes und seines Handelns.“

„Berlin ist zwar nicht Wien“ — sagt der Bräutigam in einem Brief an die Braut, aber mit demselben Recht kann man in mancher Beziehung auch sagen: „Wien ist nicht Berlin.“ Er findet vieles in Berlin fortgeschrittener. Besonders die feine Bildung der Berliner imponiert ihm. Selbst der Pöbel, der sonstwo gemein ist, erscheint ihm hier viel weniger roh. „Die einzigen zwei

Schauspielhäuser, die in Berlin sind, lassen sich nicht herab, das Ohr des gemeinen Hausens zu kitzeln. Wenn dieser einen Genuß haben will, muß er es sich gefallen lassen sich nach und nach in die Sphäre des reinen Geschmacks zu schwingen.“ In Rauch, den er auch persönlich kennen lernt, bewundert er den deutschen Canova und ist entzückt wie er das Grabmal der Königin Luise in Charlottenburg sieht.

Er schildert die bedeutendsten Gebäude und Plätze. Die Friedrichstraße, die Linden und die Museen.

Am Pfingstsonntag versucht er in der Dreifaltigkeitskirche Schleiermacher zu hören. Aber das Gedränge ist zu groß. Er kann nicht hineinkommen, hört nur von draußen — ohne den berühmten Mann zu sehen — einige „Sentenzen“.

Am 1. Oktober schreibt er aus Göttingen, aber seine Seele weilt dabei in Urwegen. „Gibt es in der Natur eine auffallende Erscheinung, liebe Susi, so ist es die Zeit und in ihr der Wechsel und die Vergänglichkeit. Heute ist der erste Oktober. Er heißt Montag. Vor einem Jahr hieß er Sonntag. Da war ich bei Dir in Urwegen, wir waren gespannt — warum waren wir gespannt? Wären wir jetzt zusammen, wir würden nicht gespannt sein — so denke ich, und mir ist als fühle ich deswegen Reue — doch nein! Es ist ja süß, in der Liebe gespannt zu sein, warum denn bereuen was so süß ist? Diese Spannungen sind tief im Wesen der Liebe gegründet — sie vorzüglich meiden, hieße den höchsten Reiz ihr nehmen. — Wir waren gespannt. Früh schrieb ich im Garten, das Frühstück, das sonst Du selbst mir entgegenbrachtest und mir mit Deinen Rüssen würzttest, schicktest Du mir durch die kleine Luise. Man ging in Urwegen zum heiligen Abendmahl, Du auch. Ich sah Dich im Trauerkleide. Das wirkte auf mich und das

Schreiben wollte nicht recht gehen, aber dennoch schrieb ich. Bei Tische saßest Du mir wie sonst gegenüber. — Warum umarmte ich Dich nicht augenblicklich und gab Dir die Küsse der Versöhnung? Nein ich tat es nicht. Es stand noch nicht auf dem Höchsten. Ich konnte zusehen, wie Du mit halber Verwirrung aßeßt — sonderbar! jetzt wundere ich mich, daß ichs konnte — und wie Du eilig den Tisch verließest. Ich sprach noch lange mit Herrn Onkel, dann kam ich in den Garten, aber Du setztest Dich mit einem Buch in der Hand auf die Rasenbank — ich holte meine Papiere und schrieb in einiger Entfernung von Dir auf dem steinernen Tischchen. Zum Glück — denn Du konntest es nicht erwarten — rief die Glocke zur Vesper und Du gingest mit der Spannung in die Kirche, um zu beten. Ich schrieb fort, lieber hätte ich Dich in die Kirche begleitet — aber — es durfte nun einmal nicht sein! Nach der Vesper kamst Du in den Garten, sagtest ‚Sie‘ zu mir und ludest mich ein mit Dir einen Spaziergang in den Weinbergen zu machen. Du wolltest Versöhnung mein Engel! Ich versprach bald — ja nicht gleich — zu kommen, und kam. Luise ging mit uns. Wir aßen Trauben, wir aßen von einer Traube, die Hände berührten sich, verstoßen begegneten sich die Blicke, aber noch hielten wir uns zurück. Wir setzten uns auf den Boden und sprachen nur wenige Silben und doch führten wir das innigste, das interessanteste Gespräch. Ich flocht Grasfränzchen und gab sie der kleinen Luise. Du wußtest die stumme Sprache zu deuten. ‚Mir gehört dieser Kranz, liebe Luise!‘ sagtest Du, indem Du ihr einen davon abnahmst. Oh wie süß klangen diese Worte in mein Ohr! und die Sprache, die ich in Deinen Augen las und die Lippen, die bereit waren, die Seligkeit der Liebe mir zu erhöhen! Wie konnte

ich es noch aushalten, ohne mich Dir, Du Engel, ganz hinzugeben? Ich hielt es aus, um später eine noch süßere Versöhnung zu feiern. Wir verließen den Weinberg und beschloßen den Tag in der Gesellschaft der Abrigen. Dies war der 1. Oktober 1820. Wie ganz anders ist der 1. Oktober des Jahres 1821! Da sitze ich in Göttingen zu den drei Lilien auf dem Sopha, umgeben von einem Chaos von Schriften und denke und arbeite von früh bis abend fast ununterbrochen und habe von alledem, was ich vor einem Jahr in solcher Fülle genoß, nicht das Geringste. Sufi. Sufi. Wann wird die Trennung aufhören?“

In den Ferien hatte der junge Siebenbürger auch das Bad Pyrmont kennen gelernt. Hier, wo einst Wilhelm von Humboldt als Göttinger Student, drei unvergeßliche, glückliche Tage mit Charlotte Diede verlebt hatte, saß er gern am Fuß des Bomberges auf einer Rasenbank vor einem steinernen Tischchen und studierte, oder schrieb an seine Braut und schilderte ihr das reizende Pyrmont, welches im Thal zu seinen Füßen ausgebreitet lag. Grüne Hügel und die Ruinen eines Schlosses entzückten ihn. Er stellt philosophische Betrachtungen an über die Verschiedenheit der Menschen und die Beschäftigungen, die sie nach Pyrmont gebracht haben. Er selbst denkt über „das Wesen der Dinge“ nach. Aber wenn er aufblickt, sieht er die reifen Saaten und die Rüben- und Senffelder, sieht wie Kornblumen mit den roten Mohnblumen um den Reiz der schöneren Farbe und um die Günst eines Schmetterlings, der zu jeder fliegt und mit jeder sein Spiel treibt, wetteifern. „Einst — so schreibt er — waren unsere Umgebungen diesen ähnlich und wir waren bei einander! Jetzt bist Du in Urwegen, vielleicht auch im Garten und ich bin in Pyrmont. Sollten, seit man

schreibt, Arwegen und Pyrmont je auf einem Blatt vereinigt gewesen sein?

Was würde es mir für Vergnügen machen, wenn ich Dein Bildnis auch außer meiner Vorstellungskraft bei mir tragen könnte, damit ich lesen könnte in den teuern Zügen, aus den lieben Augen, was ich immer, immer lesen möchte? Manchmal, wenn ich es nicht ahne, wenn ich es nicht suche, stehst Du auf einmal vor mir, lebendig, sprechend. Ich sehe die geliebten Augen mir leuchten; wie die Sonne, wenn sie mild und freundlich an heiteren Tagen die Erde bescheint. Ich sehe den geliebten Mund mir lächeln, sich öffnen und höre die Sprache der Liebe sprechen, ich sehe Dich liebend mir die Arme entgegenstrecken — da ertrage ich es nicht länger, ich will Dich an mich reißen und an Deinem Busen das Glück der Liebe genießen, da zerfließt das schöne Bild und ich sehe ein, daß ich weit, weit von Dir auf dem Rasen sitze, in Pyrmont. Da ergreift mich eine un-nennbare Sehnsucht und ich muß ernst werden, wenn ich den Sturm des Gemütes dämpfen soll.“

Ein andersmal beschreibt er eine Harzreise, die er zu Fuß mit anderen Studenten gemacht hat, nachdem er acht Wochen in Pyrmont zugebracht hatte. „Erst machten wir einen ‚Absprung‘ nach Schnöbber, um den ältesten englischen Garten in Deutschland zu besuchen und eine Aloe blühen zu sehen, eilten dann im schönen Vollmond durch die westphälischen Wälder, die uns Stoff zu Gesprächen über die deutsche Vorzeit gaben und erreichten die Weser, von der wir die Richtung nach dem Harz nahmen, dessen erste Berge wir am 13. erreichten und darauf eine höchst interessante Gebirgsreise machten. Denselben Abend waren wir in der alten Reichsstadt Goslar, die uns viele Merkwürdigkeiten, aber auch einige Krähwinkelzüge darbot. Den

Tag darauf sahen wir die hannöberischen und braunschweigischen Blei- und Kupferwerke und kamen am Abend in Ilseburg am Fuß des Brockens an, in dem Augenblick als die Geliebte eines Berliner Hofrates, die sich auf dem Brocken erkühlt hatte, starb; eine Begebenheit, die stark auf uns wirkte. Am 15. August begannen wir den Spaziergang auf den Brocken. Unser unkundiger Führer verfehlte den Weg, den wir nach und nach ganz verloren. In menschenleeren Gegenden gerieten wir aus einem verdeckten Wassergraben in den andern und erklimmen endlich, nach fünfstündigem, mühevollen Klettern auf ungeheueren Steinmassen, den Gipfel. Der Regel war von Nebel umkleidet. Wir sahen den ganzen übrigen Tag nichts als die kleine Luftinsel, auf der wir standen, so daß ein Teil von der Gesellschaft, die wir oben fanden, unzufrieden den Berg verließ. Diese Nacht hatten wir das Vergnügen 5000 Fuß höher als andere Menschen zu essen und zu schlafen. Es ist wirklich der einzige Punkt in der Welt, wo man bei einer solchen Höhe so viel Bequemlichkeit findet. Man speist ebenso gut und hat so schöne Betten, als in den Gasthöfen. Am Morgen erwachten wir mit neuen Hoffnungen zu einer Aussicht. Als wir aber vor die Tür kamen, sahen wir nicht drei Schritte weit. Doch war ich mit der Erscheinung mehr als zufrieden, denn der Anblick des unendlichen Nebelmeeres war groß. Die Wolken fingen an sich zu teilen. Wir stiegen wohl zehnmal auf den Turm des Brockenhäuses, auf dem ein gutes Fernrohr zu unserem Gebrauch stand, aber immer sahen wir nicht mehr, als die nächsten Steinblöcke. Endlich gegen Mittag, nachdem uns die Naturschauspiele, das Dichter- und Dünnerwerden und das Herumziehen des Gewölkes unterhalten hatten, erblickten wir im Sonnenschein bald darauf Wernige-

rode und Ilseburg und andere Gegenden des Harzes, endlich auch Klausthal und Zellerfeld und die Gegenden von Göttingen und Braunschweig. Der Genuß war groß. Wir verließen die Friedrichshöhe, sahen die schönen Fälle der Ilse, erstiegen auch den kühnen Ilsestein, von dem wir tief unter uns die schönsten Gemälde der Natur bewunderten. Wir sahen diesen Tag noch das freundliche Wernigerode im Mondenschein, den alten Regenstein mit seinen Ruinen und feierten in Blankenburg einen angenehmen Abend. Am nächsten Morgen sahen wir in Gesellschaft anderer die Roßtrappe, den Bodessall und mehrere Gegenstände, die über aller Beschreibung stehen. Am 18. August früh stiegen wir in die Baumannshöhle und erreichten denselben Abend, auf einem immer wilder werdenden Gebirgsweg, von Nebel und Regen begleitet, während dem wir hier und da an eine Köhlerhütte kamen, den Vorkenfrug, ein Försterhaus. Am folgenden Tag sahen wir die großen Harzbergwerke bei Klausthal und reisten, nachdem wir bei Osterode die letzten Berge des Harzes herabstiegen, sehr angenehm nach Göttingen, das mir durch seine Bildungsanstalten und in vieler anderer Hinsicht sehr wert geworden ist. —

Das Jahr 1822 bringt er weiter in Göttingen zu. Am 5. Januar gibt er seinem Schmerz darüber Ausdruck, daß er so weit von seiner Braut ist und fragt sie, was sie dazu sagt, daß noch immer keine Aussicht auf ein Wiedersehen ist. Doch er beantwortet sich die Frage gleich selbst: Weiß er doch wie innig sie ihn liebt und welches unbegrenzte Vertrauen sie in ihn hat. Einem Mädchen anderer Art würde man auseinandersetzen müssen, wie die Verhältnisse liegen, ihrem Herzen aber würde er nur weh tun, wenn er ihr sagen wollte, warum er nicht alles läßt und augenblicklich in ihre Arme fliegt. Sie weiß es, wie er durch die

Trennung leidet und wie nur eine „höhere Bestimmung“ es ihm zur Pflicht macht, ihre Küsse zu entbehren. Er schildert ihr, daß es keine Kleinigkeit sei, von einem Wesen, welches man so leidenschaftlich liebt, jahrelang getrennt zu sein. Wie sehnt er sich nach ihr! Wie streckt er oft im Traum die Arme nach ihr, der Einzigen aus, um sie fest, fest an sich zu pressen und ihr seine ganze Liebe auf einmal zu zeigen. Manchmal quält ihn die Empfindung, er würde sie nie, nie wiedersehen. Dann wird er ganz „schwermütig“. Oft denkt er, wenn er vor zwei Jahren nicht fortgegangen wäre, dann wäre er jetzt vielleicht schon Vater eines Sohnes und malt sich dies Glück aus! Ein eigentümliches Bekenntnis im Brief an eine Braut von einem Bräutigam, der sonst die Dinge gern mehr erraten läßt, als daß er sie beim Namen nennt!

Übrigens findet er dann doch, es sei in der Ordnung, daß er — ehe er „zu einer höhern Lebensentwicklung steige“ — zuerst selbst sich die „größten Fragen des Lebens beantworten könne,“ daß er mit sich selbst über sich und die Natur einig werde. „Dieses Kind zuerst und dann das andere, das ich nach diesem seinem Vorbild erziehen will. Einem Vater steht es schlecht an, wenn er neben seiner Würde auch noch Kind ist.“ Mit dieser altklugen Bemerkung schließt er dieses Zukunftskapitel.

Mit seiner Selbsterziehung ist es ihm aber sehr ernst. Er will seinen Charakter festigen, ehe er eine Ehe eingeht.

„Die Menschen träumen und schwachen so viel von Urbildern, Idealen — und wenn es zum Handeln kommt, scheuen sie sich aus Schwäche diese ihre Ideale auszuführen, oder lachen gar darüber. Pfui über ein solches Forschen und Wissen, wenn es nicht in Handeln übergehen soll. Man frage den ersten besten, warum er

OSTERLIED.

Willi Hermann.

Bewegt.

Orgel.

Heil sind Kno - spen

auf ge - sprun - gen Und der Früh - ling ist uns

nah Son - ne hat - sich durch ge - run - gen Aus der

Nach um Gol-ga - tha Schafft auch

neu - e Qual und Schmer - zen sich der

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Mensch im Ue - ber - schwang wie ein Bal - sam

in die Her - zen Dringt der O - ster - Glo - chen - klang.

dem alten Schlendrian anhängt, wenn er wirklich etwas besseres weiß. Er zuckt die Achseln, weiß es nicht, oder sagt höchstens das Alberne: weil es nun einmal so ist. Das Leben ist unaussprechlich schön, wenn wir wollen, daß es schön sei, denn wir, wir sind die Schöpfer davon.“ —

Er will stark genug sein, um Ent-
sagung zu üben, solange er noch nicht sein Ziel erreicht hat. In seinen Stimmungen ist er aber sehr von der Jahreszeit abhängig. Besonders der Frühling bringt ihn „halb außer sich“. Er fühlt sich bei seinem Erscheinen in höhere Sphären gehoben. Es ist ihm als öffne sich der Himmel und er solle hineinfliegen. Aber er will diesen Gemütsregungen philosophisch auf den Grund kommen.

„Vielleicht läßt sich dies alles aus dem Kreislauf der Natur erklären! Vielleicht weil die alte Fessel des Winters von ihr abfällt und der Frühling ihr die alte Freiheit zurückgibt und uns hinauslockt in ihrem Schoß die reinsten Freuden zu genießen. Oder läßt sich der Grund noch tiefer fassen? Alles Leben ist Tätigkeit. Und die wieder beginnende, neu erwachte Tätigkeit in der Natur übt einen großen Reiz auf den menschlichen Geist aus. Er muß sich freuen, wenn er erhöhtes Leben sieht, denn alle Freude ist ja nur Lebensfreude. Eine andere gibt es nicht in einer schönen Seele.“

Er macht oft ganz allein Ausflüge in die schöne Umgebung Göttingens. Bald auf die Heimburg, um eine schöne Aussicht zu genießen, bald nach Rochsflust, oder nach dem romantischen Rohringen, nach den hohen Klausbergen, zu den Weiden am Bach bei Wennde, bald zur Maschmühle, Stegenmühle und Eschershausen, auch hat er die Felsen von Rheinhausen,

das schöne Tal Beemke und die Gleichen mit Vergnügen besucht.

Neben dem Genuß der schönen Natur sind ihm diese Spaziergänge auch deshalb sehr angenehm, weil er dabei in der „weiteren Entwicklung seiner Aufgabe fortschreiten kann.“

Gegen Abend kehrt er dann zurück und denkt an seine Braut und die glücklichen Zeiten der Liebe, die er erlebt hat und „macht sich durch Gesang Luft“. „Die Sonne steigt hinter die Berge, es dämmt, ein Stern erglänzt nach dem andern in der reinen Bläue des Himmels und der sanfte Mond, so hold den Liebenden auch wenn sie getrennt sind, geleitet ihn nach Hause.“

Auf dem grünen Teppich der Wiesen an den Ufern der Leine, geht er halbe Tage auf und ab und lernt. „Ich fasse auf, vergleiche, stelle zusammen und trenne wieder, bald die Verhältnisse des Zusammenhanges, bald die Grundgesetze aus dem Farbenreich, bald die Symptome der körperlichen Zustände, bald die Regeln des Wahren, Schönen und Guten.“

In dieser mehr verhüllt andeutenden, als klaren Weise, schreibt er von seinen Studien. In der Gegend ist er ganz heimisch geworden. Alles scheint ihn zu grüßen, wenn er ins Freie kommt. Selbst die kleinen Blümchen auf der Au blicken ihn freundlich an. Er pflückt eines davon und sendet es der Braut. Dabei fühlt er sich glücklich. Sein Herz ist so voll Liebe, daß er die ganze Menschheit umarmen möchte.

Unter den zahlreichen Freunden die er hat, ist er am meisten mit Dr. Christen, einem Norweger, zusammen. Im April 1822 macht er mit diesem eine große Reise, deren Endziel Paris ist, wo beide ein Jahr lang studieren. (Fortsetzung folgt.)



Gedichte

Von Heinrich Zillich

Die Bilder Hans Eders

(Dem Künstler zugeeignet)

So schlägt die Fackel in schwarze Nacht,
in der kein Tropfen Lichtes schwingt,
daß nun aus dieses Feuers Pracht
gesammelt in das Dunkel dringt.

Das ist die Inbrunst, die im Sommer loht,
aus Feldern, Menschen, Tieren schreit,
in Wellen heiß und dunkelrot
das Leben erst zum Leben weiht.

Das ist das satte, vollste Sein,
gebannt von herrisch starker Faust,
das Tiefste nah — so völlig dein,
daß dir's vor Stolz und Angsten graut:
Mensch zu sein!

Du hältst die Wage

Rote Rosen hab' ich gesammelt, roten Mohn und fahles Grün —
will dir die fatten Blumen nun tragen,
sollen dir sprühn —
Rosen, Mohn und totes Grün sollen dir's sagen —

Sollen dir's sagen — sollen dir brennen, wie fließendes Blut, wie fließendes Blut —
Sinken die Mächte, sinken die Tage —
wirft mich die Glut
zwischen Mohn und fahlem Grün —

Du hältst die Wage

Erinnerung

Tropfen zu Tropfen rannen
Tag nach Tag zur Flut —
einsame Bogen spannen
nun meine Träume voll Glut.

Alle Sehnsüchte gleiten
machtlos die Wände entlang —
könt' ich die Enge nur weiten,
die mich zu Boden zwang!

Ein Wehen, ein heimlich Rauschen
ist satt von schwülem Weh.
Könt' ich die Jahre nur tauschen,
so ginge der Schnee!

Der Park

Das schöne Mädchen spricht, wie Gold.
Ihr Auge ist ein brauner See.
Das Leuchtwerk aus den Büchsen rollt,
und Sterne speit der Himmel jäh.

An Geigen tanzt mein Herz und weint.
Es trägt mich lässig in der Hand.
Buntfarbig ist die Nacht vereint
mit Wein und Laub und Blütenwand.

Es singt der Teich. Der Springquell steht
im Menschenschwall, ein Traum von Glas.
Der feine Kelch klingt, wie Gebet.
Der Wein ist rot. Der Mut ist blaß.

Die Tänze rauschen lichtbeschwingt.
Das Mädchen streicht das Haar ums Ohr
und ich erbeb' — o plötzlich sinkt
ihr Lächeln hilflos, wie ein Flor.

Der Winter

Der Fluß beginnt schon Eis und Schnee zu führen.
Reif hat sich in das Laub gelegt.
Die Äcker drehn sich an den Türen
des nackten Himmels, der so unbewegt.

Die schwache Sonne hat der Tag verloren.
Der Tag ist nur der starre Teil der Nacht.
Bis in die Äste steht der Wald geschoren
und flehend vor der Zeit, die uns verlacht.

Wohin denn ich, der auch Entlaubte?
Wohin mein Schritt, der schon verrenkt?
Wohin der fremde Weltentraubte,
der bang am Straßengraben senkt.

Das Sein, mit Ängsten und mit Stahl beschlagen,
die Führerkette in der Einsamkeit,
den blaffen Becher mit den dunkeln Fragen,
die leere Antwort und das schwarze Leid?

Der Felder Grün hab ich noch einst verstanden,
schon Wälderröth küßt' ich mit zagem Mund.
Der Winter aber greift aus weißen Landen
und blöht sich auf bis in den Schlund.

Ach Gott! Es ist zu hell auf Erden.

Der Horizont rollt wie ein Rad.

Ich seh in dessen Bauch die Berge werden,
wo meine Welt das Ende hat.

Vor graden Wegen hielt ich stets verstummt
und feige vor den Wirklichkeiten.
Ich war so selig in mein Selbst verstummt
und herrschte golden in den Breiten.

Ich fühlte, wie die Frau'n, die schönen braunen,
aus den Gewändern wachsen bluterfüllt,
wie ihre Träume aus den Falten raunen
und im Verhüllten sich ihr Sein enthüllt.

Doch nackt in steifen Kleidern steht der Mann!
Ich aber friere selbst in meiner Brust,
seitdem die wüste Nacht mein Tor durchrann
und die Gewölbe tönen ohne Lust,

die einstmal's — ach — so überrieselt waren,
als ich in dem Geäste meiner Liebe saß
auf Blütenzweigen, wie in Knabenjahren
so tief versteckt, daß ich mich selbst vergaß.

O diese Himmel! Diese Saumellieder!

O dieser Flor im Aug' der Wolkengier!

Die Quälereim! Der Griff zum Dolch und wieder
das Höllenjagen auf! Rausch-Wein aus Gott und Mensch und Tier!

O und das Lächeln, wenn die Nacht nun kam —
das Streicheln weicher Schatten mit den Zehen:
du Brunnenblau, du feldherglühete Scham,
du heil'ges In-die-Träume-gehen —

Dies Land schwoll grün, die Zipfel aufgebunden
an Sternen, die jetzt auch gestorben sind.
Die Bäume tragen auf geheimen Wunden
das Fell von Schnee. Und düster großt der Wind.

Tanzt er denn nicht im Duft der Pfirsichscheiben,
im rötlichen Erblühn der Morgenstirn?
Er brütet auf den Pferden, die ihn weitertreiben,
gepanzert Eisen, Wut und spröder Firn.

Nur manchmal, wenn ich ganz entfallen geh,
fühl ich den Duft im Winde auch.
Ich bin im Totenmeer ein See,
das Ufer überwölft von Rauch.

Und Stürme hürsten meine Wogen,
von vielen Rähnen wundgesägt.
Es schweigt das Eis bis an den Himmelsbogen,
darcin sich breit der greise Winter legt.

An Rita

In meinen irdischen Nächten
ist alles auf Silber gestreut,
mein Suchen, Dichten und Rechten,
wie Früchte, betaut und geweiht.

Ich gehe zum Bahnhof und fahre
tief in ein fernes Land,
verspinne die offenen Haare
ins seidene Märchenband.

Brokatene Schatten umlauern
schon Dörfer voll Abendrot,
an südlichen Brunnen schauern
die Mägde in süßer Not.

Ich fahr' in die großen Städte,
die im Herzen der Erde stehn,
wo aus verhülltem Bette
die Abenteuer sich drehn.

Ich bin die Landschaft der Frauen,
ihr Spieglein an der Wand,
der weiße Entspanner der Brauen,
die ersehnte sündige Hand.

Aus meinen verschollenen Stunden
rinnt süßer nach Sturm die Ruh.
Die Ferne betaut deine Wunden
und deckt dein Auge zu.

So unbegrenzt --

So unbegrenzt sind nachts die Gestalten,
ihr Rand zergeht im Dome des Blaus,
die Goldgefügtten — in Duft und Falten
verfließen alle beim Regen des Taus.

Das Kleid der Wiesen ist krauser gefaltet
und atmet im Arme des Weges aus Ries.
Wer über das Licht der Welten waltet,
blickt aus der Sterne ewigem Blicß.

Die Hände der Bäume sind hausförmig erhoben
und greifen tief in den Himmel hinein
und heben die Erde empor und droben
verschütten sich Nähe und Ferne, wie Wein.

Wir Menschen weben der Seele Seiden
und gleiten verträumt im mondlichen Bann.
Ob wir nun lachen oder ob leiden,
es klingt nur, als schlügen Glocken an.

Das Festland vor der Atlantisinsel Platons

Von Dr. Friß Netolitzky

Es soll in folgenden Zeilen ein Gedanke von Platons Schilderung der Atlantisinsel geprüft werden, der emporquoll aus meinem Suchen nach dem Ursprunge einiger Getreidepflanzen (Hirse), aus einigen Kenntnissen über die phönizischen Handelswege mit Zinn und Bernstein im Mittelmeer und aus Lesefrüchten über Vorgeschichtliches. Beim Genießen von Nansens „Nebelheim“, das aber die Atlantisfrage nicht berührt, nahm der Gedanke immer festere Formen an und erst, als mir die jüngste Schrift Urdts¹⁾ „Die platonische Atlantis“ in die Hand kam, sah ich, wie weit ich mich von allen früheren Deutungsversuchen entfernt hatte.

Was steht zunächst in dem einzigen Berichte des Altertums, in Platons „Timaios“ und „Kritias“ über die Atlantisinsel? Das Wesentliche, was ein ägyptischer Priester Solon mitteilte und was dieser auf Enkel und Urenkel als Familiengeschichte weitervererbte, lautet: Außerhalb der Straße von Gibraltar lag eine Insel, größer als (das damals bekannte) Libyen und Asien, mit unerhörtem Reichtum an Metallen und anderen Gütern. Poseidon hatte sie bei der Verteilung der Erde zugewiesen erhalten, nahm dort eine Sterbliche zum Weibe, baute sich eine Burg auf einem Hügel mit dreifachem Wall- und Grabenschutz, die später zum herrlichsten Heiligtume ausgestaltet wurde. Die rechtmäßige Herrschaft der Atlantiden reichte bis an Ägypten und über die Thyrhenis. Schließlich trat Entfittlichung der Bewohner ein und sie unternahmen einen ungerechten Kriegszug gegen Griechenland und Ägypten. Aber die Athener

vernichteten alleinstehend die feindliche Kriegsmacht und befreiten das ganze Mittelmeer; doch sie luden dadurch Poseidons Zorn auf sich. Er erschütterte und überschwemmte Attika und begrub das ganze streitbare Geschlecht der Athener. Auch die Atlantis versank²⁾ im Meere, das jetzt noch an dieser Stelle (zur Zeit Solons) wegen der, von der versunkenen Insel abgelagerten ungeheueren Schlammhänke unbefahrbar und unerforschbar ist.

Man sollte nun glauben, daß sich jeder Atlantisfucher den letzten Satz zur ersten Richtschnur genommen habe, daß er untersuchte, welches Meer den Alten wegen Schlamm als unbefahrbar galt. Auf diese Weise wäre keiner im Sargasso-meere mit seinem Phantasieschiff stecken geblieben, niemand von den Vielen im Aztekenreiche gelandet!

Doch hören wir die alten Zeugen: Aristoteles, der von der Fahrt des Pytheas aus Massilia (Marseille) noch nichts wußte, nennt in seiner Meteorologica (II. 1. 14) das Meer jenseits der „Säulen des Herakles“ schlammig, leicht und durch Winde wenig bewegt. Avienus, der uns einiges aus der verlorengegangenen Reisebeschreibung des Karthagers Himilko (um 500 v. Chr.) aufbewahrt hat, schreibt: Außerhalb der Säulen des Herakles, längs der Seite Europas hatten die Karthager einst Dörfer und Städte; sie pflugten ihre Flotten mit flacherem Boden zu bauen, damit das breitere Schiff auf dem Rücken des leichteren Meeres schwimmen könne... Die Erdoberfläche ist kaum mit ein wenig Wasser bedeckt... Das hohe Meer draußen kennt aber kein Mensch. (Nansen S. 41 ff.)

¹⁾ Berliner philolog. Wochenschrift 1920, Heft 8 und 9.

²⁾ Erdbeben werden hier nicht ausdrücklich betont.

Auch Caesar sagt von den Schiffen der Veneter (De bello gallico. III. 13): „Die Riele waren etwas flacher als die unserer Schiffe, wodurch sie es leichter mit den Untiefen und der Ebbe aufnehmen konnten.“

Bezeichnend ist eine Stelle Strabos (III. 175): „Früher trieben die Phöniker den Handel mit den Zinninseln allein von Gadir (Cadix) aus, allen anderen diesen Seeweg verheimlichend; als aber einmal die Römer einem dieser Seefahrer nachschifften, um jene Handelsorte auch selber kennen zu lernen, ließ dieser sein Schiff aus Neid absichtlich auf einer Untiefe stranden und brachte die ihm Nachfahrenden in dasselbe Verderben; er selber aber rettete sich, obgleich er Schiffbruch litt und der Staat ersetzte ihm den Wert der Waren, die er dabei verloren hatte. Trotzdem fanden die Römer nach wiederholten Versuchen den Seeweg doch. Als aber auch Publius Craesus (unter Caesar) dorthin übergesetzt war, erfuhr er, daß die Metalle aus geringer Tiefe ausgegraben werden und daß die Menschen dort friedlich waren und er zeigte deutlich, daß dieses Meer befahrbar war, falls man es wünscht, wenn es auch größer ist als das, welches Britannien vom Festlande trennt (nach Nansen S. 30).

Strabo zeigt also, wie der „Phöniker“ die größte Anstrengung macht, um die Schiffersjage von dem „unbefahrbaren, schlammigen Meere“ noch in letzter Stunde um jeden Preis aufrecht zu erhalten, bis es endlich gelingt, das durch Jahrhunderte Geglaubte zu widerlegen. Solon und Platon aber glaubten mit ihrer Zeit an das unbefahrbare Meer, das aber erst hinter Gadir beginnen konnte und natürlich nur das Küstengewässer betraf, denn die hohe See kannte keiner dieser ausschließlichen Küstenfahrer fremder Meere. Daß die Atlantisinsel bis an die den Griechen bekannte Welt reichte, sagt

Platon selbst, denn Poseidon gibt seinem zweitältesten Sohne Gadeiros¹⁾ den „äußeren Teil“ der Insel von den Säulen des Herakles bis in die Gegend von Gadir; darum ist diese Landschaft nach ihm benannt. Platon scheint es unbekannt zu sein, daß dies Land Festland ist und dasselbe wie Tarsis oder Tartessus; deshalb kann er es zu einem Teil der Atlantisinsel machen, den er, wie es scheint, nicht untergehen läßt. Ubrigens spricht auch Herodot von der „Tarsisinsel“.

Das „schlammige, unbefahrbare Meer“ in Platons Vorstellung ist demnach das Küstengewässer der atlantischen Ufer Westeuropas nördlich von Gadir (Cadix), bis wohin die Phöniker die Befahrbarkeit nicht gut leugnen konnten. Darüber hinaus mußte die im Mittelmeere fast unbekannte Ebbe und Flut als Abschreckungsmittel gegen die Einmischung in den einträglichen Handel durch Volksfremde herhalten. Sicherlich mußte der Wechsel der Gezeiten die Herzen der ersten Durchdruderer der Straße von Gibraltar aufs höchste erschüttert haben, wenn die See selbst weit vom Ufer unter dem Riele schwand und die großen Bänke (mit Tang) trocken lagen, die kurz vorher tief verborgen waren. Es wurden diese Bänke von Sand und Schlamm als versunkener Landboden gedeutet und dieser Glaube auch dann noch genährt, als die Phöniker schon längst mit dem Wechsel der Gezeiten zu rechnen gelernt hatten.

Daß die Schiffererzählung besonders die flache Westküste Spaniens und Frankreichs im Auge hatte, geht daraus hervor, daß der Erz- und besonders der Zinnhandel in der ältesten Zeit ganz in den Händen der Phöniker lag, die sicher längs der Küsten bis zu den „Zinninseln“ vorgedrungen waren. Nansen (S. 42) bringt treffende Ansichten bei, daß die

¹⁾ Der einzige von Platon überlieferte „Barbarenname“.

„Rassiteriden“ mit den „Destrimiden“ gleichzusetzen und an der Südküste der Bretagne zu suchen sind (jetzt zum Dep. Morbihan gehörend).

Heute noch findet sich in den Ablagerungen des Villainefflusses am Meerstrande Zinn, Gold und andere wertvolle Mineralien, und in früheren Zeiten mögen die Sande sehr zinnreich gewesen sein. Nach ihrer Erschöpfung durch die Jahrhunderte traten die Zinnfunde in Süd-England (Cornwall) an ihre Stelle und die Lage der ersten Rassiteriden wurde vergessen, weiter nach Norden gerückt.

Platon hebt ausdrücklich hervor, daß eine der Mauern von Poseidons Heiligtum mit Zinn umgossen war; dagegen ist es wohl nur ein Zufall, wenn die Atlantisinsel in zehn Landgebiete geteilt war und Strabo (III. 175) die Zahl der Rassiteriden gleichfalls mit zehn angibt.

Jedenfalls ist der überschwenglich geschilderte Metallreichtum der Insel und die dem Handel dienenden Einrichtungen ein Hauptstück der Erzählung, das die Interessen der Phöniker überall durchblicken läßt: sie bietet alles, was durch den Bergbau gediegen oder in schmelzbaren Erzen hervorgegeben wird. Darunter auch die Gattung, die jetzt nur noch ein Name ist, damals aber mehr als dieses war, nämlich „Dreichalkos“, das von vielen Stellen der Insel aus der Erde gefördert und unter den damals lebenden Menschen nächst dem Golde am höchsten geschätzt ward.

Dieses „Dreichalkos“ (lateinisch: orichalcum oder aurichalcum) ist entschieden ein für die ganze Frage sehr wichtiges Wort, gleichzeitig aber auch ein philologisches Rätsel. In den Wörterbüchern wird es mit „Naturbergerz, natürliches Messing, Goldkupfererz“ übersetzt. Platon selbst weiß nicht, was es ursprünglich bedeutet hat und sagt, daß

der jetzt so benannte Stoff der Urbedeutung nicht entspricht.

Welches Metall schätzten nun die Ägypter (abgesehen vom Silber) nach dem Golde am höchsten? Darüber gibt uns die grundlegende Arbeit von Lepsius, „Die Metalle in den ägyptischen Inschriften“ (Abt. Akad. Berlin 1871, 27 ff.)¹⁾ ausreichende Antworten. Es ist das Goldsilber, wohl das älteste Hüttenprodukt aus den Mischherzen gemeinsamen Vorkommens, das man erst später in Gold und Silber zu scheiden lernte. Dieses ägyptische „Asem“ ging in das Griechische als „Asemos“ über, ein Wort, das man später falsch ableitete (a-soma ohne Zeichen) und als das „Unbekannte“ übersetzte. Es ist aber gleichbedeutend mit dem griechischen Elektron, das ursprünglich die Goldsilberlegierung und, nach Änderung des Geschlechtes, als „Elektron“ erst später den Bernstein bezeichnete (vgl. Lepsius S. 129 ff.). In Ägypten wurden Obelisken, Pyramiden und Tore mit Asem überzogen (Lepsius S. 48) und es ist daher nicht verwunderlich, daß nach des Ägypters Bericht an Solon die innerste Mauer von Poseidons heilige Burg mit „Dreichalkos“ übergossen ist. Mit den fortgeschrittenen Kenntnissen der Metallscheidung wird Asem in den späteren ägyptischen Denkmälern seltener und zur Zeit der Psammetiche ist es kaum noch nachzuweisen (Lepsius S. 48).

Ich dachte anfangs, daß Dreichalkos Bernstein sein könnte, der ein phönikischer Handelsgegenstand aus dem Westmeere gleich dem Zinn war und ich wurde durch die Bedeutung von Chalkolibanon (Bernstein der Wörterbücher) in dieser Ansicht bestärkt. Es wäre nicht undenkbar, daß Dreichalkos

¹⁾ Für den Hinweis bin ich Herrn Geheimrat Wiedemann-Bonn zu Dank verpflichtet.

wie Elektron beide Dinge bezeichnet hat; auch Chalkolibanon dürfte wenigstens zuerst das Wort für die Goldsilberlegierung gewesen sein.

Den Metallreichtum der Atlantis beziehe ich auf die Kunde der Ägypter von den spanischen Gewinnungsstätten der Phöniker, die auch Elektum von dort ausführten. Da ihr Handelsweg längs der afrikanischen Küste geführt hat, erschien ihnen anfangs „Tarsis“ als Insel, da sie lange Zeit ihren Zusammenhang mit Europa nicht erkannten; darum bildet Gadeira auch den „äußersten“ (südlichsten?) Teil der Atlantisinsel Platons.

Noch eine Stelle soll berührt werden, die auf eines der vielen „Riesenbauwerke“ der atlantischen Küste bezogen werden könnte: Poseidon errichtete etwa 10 km landeinwärts eine Burg auf einem mächtig hohen Hügel, die er kreisförmig mit zwei Wassergräben und zwei Erdwällen in regelmäßigen Abständen umgürte. Innerhalb dieses Ringwalles floß eine warme und eine kalte Quelle.

Der berühmte Steinring von Salisbury („Stonehenge“) ist es natürlich nicht, auch nicht der von Urbury in Wiltshire, aber ähnliches kann als Vorbild gedient haben, wenn wir die Beschreibung des letzteren hören: „er bestand aus einem Ringwall, aus zwei Steinringen innerhalb des Walles und zwei langen gewundenen Steinalleen, an deren Ende wieder je ein doppelter Steinkreis lag. Zwischen den Steinalleen, die außerhalb des Walles gelegen waren, erhebt sich ein etwa 60 m hoher künstlicher Hügel (Noernes, Urgeschichte der Menschen S. 101).

Ob sich ein vorgeschichtlicher Ringwall an der atlantischen Küste finden lassen wird, der Platons Beschreibung näher kommt, z. B. eine warme Quelle einschließt? Der angebliche Machtbereich

der Atlantier deckt sich auffallend mit dem Gebiete der magalithischen Bauwerke (Spanien, Korsika, Nordafrika, Frankreich), ohne daß ich die Beziehungen klarlegen könnte.¹⁾

In der Atlantiserzählung Platons sind Berichte der phönizischen Schiffer enthalten, die die atlantischen Küsten Westeuropas besucht haben. Sie sind der Niederschlag des Erzhandels mit jenen Gebieten und dessen absichtlicher Verschleierung. Platon hat in seinem Sinne frei darüber verfügt, sie aber trotzdem als die ihm wahr erscheinende Grundlage benützt.

Die Atlantisinsel gab es wohl nur im Geiste der Seefahrer, aber „das Festland ihr gegenüber, das um das Meer im wahren Sinne des Wortes liegt, gegen das das Mittelmeer nur eine Bucht mit enger Einfahrt“ darstellt, ist die atlantische Küste Europas. Das Meer zwischen Insel und Festland ist schmal und mit kleineren Inseln besetzt gedacht, wie aus der Schilderung Platons hervorgeht.

Jedes Küstenvolk hat seine Sage vom Meere verschlungener Gebiete, die meist mit allen Reichtümern ausgestattet werden; die Atlantis ist nur eine von diesen vielen.

Das Mittelmeer wimmelt im Altertume von sagenhaften Inseln, besetzt mit Göttern, Fabelwesen, Glückseligen oder endlosen Reichtümern (Insel der Phaeaken, der Kalypso, Lyktionen). Sie mußten mit der zunehmenden Kenntnis des Binnenmeeres verändert werden, verschwinden oder wurden außerhalb der Säulen des Herkules verlegt, bald an

¹⁾ Vielleicht bietet etwas die mir unbekanntete Schrift von W. J. Perry, Megalith. monuments and ancient mines. Manchester Lit. and Phil. Soc. LX. I.

die Westküste Afrikas oder an die Europas und gelangten schließlich bis in den äußersten Norden. Dabei farbte immer das benachbarte Festland auf diese gleitenden Inseln ab, sie versinken, um wo anders wieder unverwüßlich aufzutauchen (Nansen S. 336 ff.). Die Handelswege der Phöniker schoben eine solche Sageninsel, mit Kreta¹⁾ vielleicht beginnend, immer weiter nach Westen vor, bis sie Platon als Atlantisinsel für einen Augenblick festhielt, spätere Zeiten dann von der als „insulae fortunatum“. Auch das „schlammige“ Meer wanderte bis in den höchsten Norden.

Was nun den Überfall der „bösen“ Atlantier als zweiten Sagenteil anbelangt, so verweise ich auf die Ausführungen von Christ (Platonische Studien S. 55) und Arldt: Es wurden vom Sohne Ramses II. im Jahre 1277 v. Chr. feindliche ins westliche Nildelta eingefallene Seepölker zurückgeworfen, die in den ägyptischen Denkmälern Turisch oder Tur-usch, Akaid-usch und Dana-usch (Achäer und Danaer) heißen. Mit ihnen zusammen erschienen auch die Schakr-usch und Schar-usch, deren Namen aber auch schon etwa zweihundert Jahre früher genannt werden. Es ist möglich, daß die Achäer und Danaer sich dem Zuge der „Turisch“ angeschlossen hatten, nicht aber die Jonier, die ihnen feindlich entgegentraten und sie zurückwarfen. Die Schakr und Schar werden als Krieger von Sizilien und Sardinien gedeutet, sind also keine ganz echten „Atlantier“ im Sinne von Platons Erzählung. Ob sich diese, den Ägyptern bekannten Söldnertruppen (Iberer und Ligurer?) diesmal gegen sie kämpfend, den Turisch und Griechen angeschlossen,

bleibt dahingestellt. Außerhalb der Säulen des Herakles hätten also nur die seeräuberischen Männer von Tarsis gewohnt, wo aber etwa zweihundert Jahre später Gadir als friedlicher Handelsstützpunkt angelegt wird.

Soweit ich sehen kann, stellen die alten Berichte aber die Schwierigkeit des Gewässers der Handelswege in den Vordergrund, nicht aber Kämpfe mit einem seetüchtigen Küstenvolk. Die Zinninsulaner sind Hirten oder haben kleine gebrechliche, mit Häuten überzogene Rähne. Auch fehlen den Steindentalen Westeuropas durchgehends Schiffzeichnungen.

Die Turisch aber müssen ein Seevolk ersten Ranges mit reichbemannten Schiffen gewesen sein, wenn sie bis Griechenland und dem Nil vorstießen. Es fragt sich nur, ob Tarsis ihr Urgebiet war oder nur der den Ägyptern namentlich bekannte Ort ihres ersten Auftauchens. Dann müßten wir allerdings bis in die Nordsee blicken, bis wir ein Volk finden, dem wir eine solche Seefahrt zumuten können, bis zu jenen, deren Ahnen oder Enkel in Süd-Scandinavien die zahllosen Schiffsbilder in Felsen gruben. O. Montelius setzt die Entstehungszeit der ältesten Bilder bis auf 1450 v. Chr. hinauf, andere halten sie für bedeutend jünger. Die Seetüchtigkeit des Volkes ist aber sicher viel älter, als die erste seiner „Halleristninger“ (Nansen, S. 258).

Doch lassen wir hier diese erste „Wikingervelle“ von Schweden und Dänemark aus keine weiteren Kreise ziehen. Berufenerer sollen die Möglichkeit prüfen!

Spiegelt sich doch in der Atlantisfrage ein Stück der Entdeckung Europas, und zwar nicht trüber, als im Sagenkreis von Herakles-Melkart Jason, den Argonauten usw.

¹⁾ Die Poseidonburg kann daher ganz gut auch kretische oder sonstwo im Mittelmeer gelegene Bauwerke zum Vorbilde haben!

Klopfet an . . .

Von Margarete Vick-Jellinek

Mit dem Oktobersturme war es über sie gekommen, daß sie öfters des nachts erwachte und meinte, es schnüre ihr eine unerbittliche Hand das Herz im Leibe zusammen. Dann strich sie sich wohl im Halbschlaf mit der Hand über die Brust, um den Alp zu verscheuchen. Der aber wollte nicht weichen und drückte und drückte, bis sie endlich schweißgebadet erwachte, sich im Bette aufsetzte, und mit vor Angst erweiterten Augen und keuchendem Atem dem Morgen entgegenbangte.

Sie hatte erst versucht, es dem Sohne zu verbergen, daß sich da manchmal eine Stimme meldete, die von nahem Scheiden und Meiden sprechen wollte. Endlich aber hatte er es doch gemerkt. Hatte es gemerkt an den tiefen dunklen Höhlen unter ihren Augen, an den immer runzlicher werdenden Händen und an ihren halb unbewußten tastenden Bewegungen, so an der Brust herum. Er war ein zärtliches, liebevolles Kind und wollte sein Mütterchen nicht eine Minute früher hergeben, als es unbedingt sein mußte, und so hatte er im geheimen nach dem Herrn Doktor geschickt.

Das war so ein kleiner untersehter Herr, in altfränkischem Gehrock, der an Glanz mit dem Elfenbein seiner Stockkrücke, mit den Brillengläsern und mit seiner Glaze wetteiferte. —

War einst, vor langen Jahren ein übermütiger froher Bursch gewesen, voll von ehrgeizigen Plänen und hochfliegenden Absichten. Hatte gemeint, er würde die ärztliche Kunst um ein ganz Stück vorwärts bringen, würde siegreich den Kampf bestehen gegen alle heimtückischen Gebrechen und der Menschheit zu neuem Heile verhelfen. —

Da war ihm aber ein junges Mädchel,

— ein kleines, liebes Ding in den Weg gelaufen, und nun hieß es, sich nach Brot umsehen. Da wurden denn Mikroskop und Instrumente in eine große Kiste verschlossen und viele gute Vorsätze und Absichten mit dazu. — Und dann hatte das Leben in dem kleinen Ort seine nivellierende Wirkung begonnen. — Wohl war ab und zu, in stillen, geruhigen Stunden, die Absicht wieder in ihm aufgetaucht, sich von neuem ans Werk zu machen. Dann hatte er wohl den verrosteten, verschnörkelten Ristenschlüssel vom Bunde gelöst und war die knarrende Bodentreppe hinangestiegen. Die Kammer aber war vollgeräumt mit Kinderwagen, mottenzerfressenen Lehnstühlen und allerlei anderem Bürgerhausrat: konnte keines so leicht zu der Kiste gelangen, die da hinten in irgend einem Winkel stehen mochte. Und da war es denn wieder, wie so oft im menschlichen Leben, bei der guten Absicht geblieben. — Es war ein langsame, kaum merkliches Herabsinken von der stolzen Höhe jugendlicher Forschungslust, tief, tief hinein in die weichen, warmen Hüllen von Behäbigkeit und Familienglück. — Auf seinem Schreibtisch häuften sich Stöße von Fachzeitschriften, und wenn er gelegentlich darin blätterte, dann merkte er, wie fremd ihm inzwischen die Wissenschaft geworden war, wie unendlich weit das Ziel, das ihm früher so zum Greifen nahe erschienen hatte. — Da war es denn wie ein inneres Achselzucken über ihn gekommen, wie eine Abgeklärtheit, die sich daran begnügt, mit all den vielen, meist ziemlich harmlosen Fläschchen und Schächtelchen die Menschen gesund zu machen, statt mit all den neuen hochtrabenden Forschungsarten der Natur zu Leibe zu gehen.

Er war von der Perspektive des strengen Professors zum ärztlichen Freund und Berater herabgesunken, oder gestiegen, — die Kinder im Orte nannten ihn Onkel — und es war mit der Zeit dahin gekommen, daß sein Rat bei der Verheiratung eines Kindes ebenso wichtig erschien, wie bei dessen Geburt. —

Nun war sein Sohn ein eifriger Besucher von Hörsaal und Prosektorium geworden, und wenn er in den Ferien mit wichtiger und etwas geringschätziger Miene von ultravioletten Strahlen, Arsenobenzol und Radiumemanationen sprach, dann sang und klang in des Vaters Seele ein leises „vielleicht“.

Und nun stand der alte Herr vor unserem Mütterchen. Das zierte sich erst ein Weilchen und errötete wie ein junges Mädchen, als der alte Herr sie aufforderte, sich's doch ein bißchen bequem zu machen. Dann klopfte und horchte er von allen Seiten an ihr herum, zählte den Puls, hieß sie auf Befehl atmen und machte ein äußerst wichtiges Gesicht. Nannte dann einen furchtbar schwer auszusprechenden lateinischen Namen, meinte, das Herz wolle nicht mehr ganz mit, das tue aber nichts und werde sich bei nötiger Schonung und bei gewissenhaftem Schluß der Medizin, die er ihr verschreiben würde, schon wieder geben.

Den braunen, schlecht schmeckenden Saft hatte sie auch tapfer eingenommen. Ja, aber mit dem Schonen war das so eine Sache. Sie, die gewohnt war, vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Hände zu regen, hier und da helfend einzugreifen, Socken für das älteste Enkelkind zu stricken, dem Sohne eine Lieblingspeise zu bereiten und im Garten zu jäten, sie kam sich schon wie halb gestorben vor, wenn sie müßig dastehen sollte, die Hände im Schoß verschlungen.

Und wollte doch so gern noch leben! So gern noch sehen, wie Karl, der älteste

Enkel in der Schule vorwärts kam, ob der Apfelbaum im Garten heuer reiche Frucht tragen würde, und ob denn die vermaledeiten Türken da unten, die nicht an unseren Herrn Jesus Christus glaubten, wohl endlich durch Schwert und Kreuz besiegt werden würden. Sie war ein gläubiges Gemüt, unser Mütterchen, gläubig im rechten Sinne. Frei von Fanatismus, hatte auch wohl, als sie selbst noch jung gewesen war, dem lieben Gott ab und zu gern ein Schnippchen geschlagen. Das lastete ihr jetzt auf dem Gewissen und so fühlte sie sich noch nicht würdig, in die ewige Seligkeit einzugehen. Und gar jetzt, wo sie Sonntags nicht den eine einhalbstündigen Weg in den nächsten Ort zur Kirche gehen konnte. Ob der liebe Gott wohl wußte, daß sie krank war oder ob er sich kopfschüttelnd wunderte, daß sie ihm ihre allsonntägliche Staatsvisite nicht machte? Beten freilich, beten tat sie gewissenhaft, des Morgens beim Aufstehen, auf daß ihr der Tag kein Leid brächte, und abends, daß er es nicht gebracht. Ja, aber solch Beten zu Hause, das ist, wie wenn man Vater oder Mutter einen Brief schreibt; das Richtige ist es halt doch nicht, und ihr war so bange, den lieben Gott in seinem eigenen Hause aufzusuchen und sich so recht von Herzen mit ihm auszuplaudern zu können.

Mit dem Herbststurm war es über sie gekommen, und mit dem Frühlingsturm war es wieder besser geworden. War es die braune Medizin, war es der lateinische Name oder war es ihr frommer Kinderglaube? Mit der Schneedecke da draußen schmolz auch der Druck, der ihr nachts auf der Brust gelastet, ihr Auge gewann helleren Glanz, und nur das Schonen fiel ihr noch schwerer als vordem. —

Am ersten Drittel des Weges bis zur Stadt, rechts, dort, wo der Weg nach Guttingen abbog, lag ein großes graues Gemäuer mit Türmen, Kuppel und einer

großen, über mannshohen Steinmauer ringsherum; ein Kloster, Magdalenheim hieß es. Dort wurden junge Mädchen, die viel geliebt hatten, und denen darum in freier Auslegung der heiligen Schrift, wenig vergeben ward, belehrt, daß Liebe und Lust Sünde seien und daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, die schöne Welt da draußen zu vergessen und in lockenden Frühlingsnächten zu beten und das wild pochende Blut durch Fasten und Knieen auf harten Steinen zu beruhigen.

War wie ein verwünschenes Schloß. Nie sah man jemand herauskommen, nie jemand hineingehen. Und wenn ein mutwilliger Bursche sich des Sonntags einen Spaß machen wollte und an der Klingelschnur zog, dann gab das Glöcklein solch durchdringenden und schrillen Ton, daß der Missetäter zusammenfuhr und schleunigst das Weite suchte. — Die Frauen des Dorfes, denen im Winter der Weg zur Kirche zu weit und zu mühsam war, hatten des öfteren die ehrwürdige Schwester Oberin gebeten, ihnen doch zu gestatten, des Sonntags im Kloster der Messe beizuwohnen. Waren immer abschlägig beschieden worden: Immer hatte der harte asketische Mund der Schwester Portiunkula gesagt, die Pforten des Klosters müßten jeder ehrbaren Frau verschlossen bleiben, auf daß sie nicht Schaden nähme am Heile ihrer Seele. Da war denn nun an einem Märzorgen, nachdem er gerade in der Nähe zu tun gehabt hatte, der Herr Doktor heraufgekommen und hatte im Namen des Mütterchens sein Anliegen vorgebracht: Man möchte doch eine Ausnahme machen und das Mütterchen teilnehmen lassen an der sonntäglichen Gnade. Würde wohl nicht mehr verdorben werden die alte Frau, dazu fehle es ihr wohl an Gesundheit und an Lebenslust. Und bei diesen Worten hatte es ganz sonderbar in den verwitterten Zügen des alten Herrn gezuft. — Die Schwester Pfort-

nerin hieß ihn vor dem Eingange warten und schlürfte den langen Gang zurück. Kam dann nach einer langen Weile wieder und brachte bejahenden Bescheid.

Und nun war es Sonntag, ein Frühlingssonntag, an dem die ganze Welt ein großes Gotteshaus schien, in dem die grünen Felder die Altäre und die Sonne das Allerheiligste und die Verhen Engelschor und Orgelton waren. Unser Mütterchen hatte sich lange nicht so wohl gefühlt, wie heute, zog ein neues Kleid an, setzte eine neue Haube auf, nahm Gebetbuch und ein sauberes Sacktuch und machte sich, gefolgt von der jungen Magd, auf den Weg. So fromm und so gläubig war ihr heute zu Sinne und so dankbar, daß unser Herrgott ihr erlaubt hatte, daß sie ihm selbst danken könnte für ihre wiedergewonnene Gesundheit. — Wohligh warm schien ihr die Sonne auf den Rücken, wohligh warm wurde ihr zu Mut und wohligh müde. Schwer stützte sie sich auf den Arm der Magd und knöpfte die Jacke auf. Ach, war das schön heute! Und heute nachmittag würde sie ein Schläfchen tun mit gutem Gewissen, denn schläfrig war sie, ei, wie schläfrig! — Als sie das zweite Drittel des Weges hinter sich hatten, läutete die Klosterglocke den Beginn des Gottesdienstes ein: Wenn der Weg nur nicht so steil gewesen wäre! Oben, vor dem Kloster angelangt, meinte die alte Frau, sie müsse wohl ein wenig ausruhen, um Kräfte zu sammeln, für den Weg durch den Klosterhof bis zur Kapelle; denn hinein durfte ja die junge Magd nicht mehr. Ließ sich also schwer auf eine Rasenbank vor der Klostermauer nieder, schloß die Augen, neigte sich und — sank langsam, ganz langsam, vornüber. —

Die Magd wollte ihr helfen: ja aber, da war das zarte, gebrechliche Frauchen auf einmal so schwer, so schwer geworden, daß der Magd das Blut ins Gesicht

stieg. Und auf einmal, — sie wußte selbst nicht wie, — wurde ihr so ängstlich zu Mut, denn das Gesicht der alten Frau bekam plötzlich einen so seltsam starren Ausdruck und die Nase wurde so spitz. —

Kannte also, was sie rennen konnte zur Glocke: Gellend läutete es, noch einmal und — noch einmal — und — noch — ein — mal — —

Kam die Schwester Pförtnerin mit finsternem Gesicht: Wer es denn sei, der den Gottesdienst störe.

„Ehrwürdige Schwester, — eine Tote — eine Sterbende, — Ohnmacht, Hilfe, Rettung!“ —

Schüttelte die Nonne den Kopf: „Jetzt ist heilige Messe, darf niemand die Kirche verlassen!“

Schwupp, war die Türe zu. —

Und wieder und wieder läutete die hilflose Magd in ihrer Herzensangst. Kam die Mutter Oberin mit bösem Blick und gerunzelten Brauen:

„Heilige Mutter“ die Magd rang die Hände „die alte Frau, tot — gestorben! — —“

Zuckte Schwester Portiunkula die hageren Achseln: „Kann nicht helfen, heilige Messe, Gottesdienst, darf niemand die Kirche verlassen!“ —

Schwupp war die Türe zu.

Das alte Mütterchen brauchte nicht Hilfe mehr und nicht Rettung, und nicht Messe und Gottesdienst, und nicht Nonnen und Pfarrer. Ihre Seele war längst hinauf entflohen in den ewigen Gottesdienst! —

Die Kapelle war voll von brausendem Orgelton. Und am Altar stand ein Mann in goldstrotzendem Gewande, sprengte Weihwasser, erteilte der Gemeinde den Segen und sprach die Worte des Herrn:

„Bittet, so wird Euch gegeben, suchet, so werdet Ihr finden, klopfet an, so wird Euch aufgetan!“ —

L i t e r a t u r

Der deutsche Dichter Heinrich Gutberlet. Es ist ganz merkwürdig, daß sich das Gesehene und Erlebte über den Volkskampf der Deutschen im Grenz- und Fremdland so tief in die Seele des echt empfindenden Reichsdeutschen eingräbt. Wie viele von uns Auslandsdeutschen mögen es erlebt haben, wie die Sprache selbst der bedeutendsten Menschen des Mutterlandes bewegter, fast pathetisch wirkt, wenn sie von Besuchen bei den deutschen Brüdern erzählen, die ferne vom Mutterlande sich für deutsches Wesen und Bestehen einsetzen. So ist dem Auslandsdeutschtum auch unter den jüngeren Dichtern der alten Heimat ein feuriger Sängerkommandant, Heinrich Gutberlet, geboren 1877 in Hersfeld in Hessen. Sein Name ist im deutschen Volke drinnen und draußen noch all zu wenig bekannt, nicht etwa, weil seine Schöpfungen nicht wert sind, hinein in die Gemüter verpflanzt zu werden, sondern weil es der Wesensart dieses feinsinnigen, unbedingt deutschen Dichters widerstrebt, sich mit dem

Erara und Samtam ausschreien zu lassen, den Dichter der letzten zwanzig Jahre benutzten, um „berühmt“ zu werden. Das Wort „Reklame“, dies goldene Kalb, um das in unserem Jahrhundert die Menschheit ihre oft ekelregenden Tänze aufführt, kennt Gutberlet nicht. Seine Sprache ist herzinnige Schlichtheit, fast mimosenhafte Einfachheit. Greift er jedoch in die Saiten, um der Deutschen Lust und Leid zu singen und zu sagen, dann bricht germanische Kraft aus der sonst so innigen, feinen Seele. Dann ist sein Wort scharf wie Stahl und seine Verse können wie Donars Hammer schmettern. Stolz und trotzig, durchpulst von heißer Volkstumsliebe klingen die Gesänge zu Ehren Ummutter Germanias und ihrer fernen Kinder. Frei und unerschrocken blickt er mit seinen blauen Deutschaugen dem Feind ins Gesicht. Kühn trägt er die Fahne voran in den Streit. Er kennt nur eins, deutsch sein! Dieser hehre Gedanke tönt durch die Sammlungen „Kreuzfahrten“ und „Kampflieder“

wie schmetternder Drometenschall. Die auch so weise Reichsregierung von 1914 sah sich sogar veranlaßt, aus „politischer Opportunität“ die „Kampflieder aus der Ostmark“ zu beschlagnahmen. Wie leicht hätte man diese Stellungnahme vom Ballplatz als „preußischen Landhunger“ deuten können! „Böhmerland, deutsches Land“, — der Untertitel des beschlagnahmten Gedichtbandes — will dem deutschen Volk nur zeigen, daß hier deutsches Empfinden lebt, stärker vielleicht als im Reich; nur eines Bethmanns armselige Politik sah nicht, was kommen würde. Heute ist das Buch ein Bekenntnisbuch und die Zahl derer, die sich um Gutberlet scharen, wächst, bis einst auch die allzeit leistretenden Herren in der Wilhelmstraße gelernt haben, was deutsch sein heißt.

Wie einfach, stolz und deutsch lautet der Leitspruch der „Kampflieder“:

„Ewig treu und fest und stark!
Deutsch bis in das tiefste Mark!
Stolzer Fels in Süd und Norden
gegen fremde, feste Horden!
Eintracht sei dein Bruderband,
deutsches Volk im Böhmerland!“

oder Der Kehrreim des Gedichtes „Ein Wolf, ein Vaterland!“

„Wir waren deutsch und wollen's ewig bleiben!
Wir kennen nur ein deutsches Vaterland!“

Mit scharfen Quarteten und Terzen schlägt er die Feinde aufs Haupt, daß die Funken fliegen; „An Habsburg“, „Die Abtrünnigen“, „Johannes Huß“, vor allem aber „Den Klerikalen“ sind Gedichte voll mutigen Angriffsgeistes:

„Hörst ihr Pfaffen! Spißt das Ohr!
Will euch heut ein Liedel pfeifen!
Und wie Raben dann im Chor
mögt ihr spotten, wüten, heifen.

Männer Gottes wollt ihr sein
und des Heilands treue Jünger?
Nimmermehr! — Ihr seid allein
Heuchler und Verderbenbringer!“

Gutberlet hat das Wirken der entnationalisierenden katholischen Geistlichkeit mit scharfem Auge erkannt. Wohl selten hat sich jemand so scharfe Worte zu sagen getraut.

„Weichen mußt du Volk von Rom!
Deine Kutten sollen fallen!
Und hinauf zum Himmelsdom
werden Freiheitsglocken schallen!“

Mögen die Tschechen heute in Deutschböhmen alle Standbilder des Volkskaisers Josef II. stürzen, unser Dichter hat ihm ein so schönes gesetzt, wie es nicht besser aus Metall oder Stein geschaffen werden kann.

„Ein deutscher König will ich sein!
Mein Stammbaum ist von deutschem Holz!“
So sprach dein Mund. — Wie Felsgestein
war deines Herzens wahrer Stolz! — —

„Du sollst ein hehres Vorbild sein
so manchem Fürst in deutschen Landen!
Wir lieben dich, nur dich allein: —
Du haßt das deutsche Volk verstanden!“

Aber auch Gutberlet versteht in der deutschen Seele zu lesen. Dies Gedicht schrieb er vor langen Jahren und es ist, als wäre es in unseren Tagen entstanden, in denen sich der deutschen Städte Volk zusammenschart, um das Standbild des geliebten Kaisers vor den schändenden Besudelungen durch die tschechischen Soldaten zu schützen.

Der Lyriker kommt aber auch zu Wort in den Dichtungen, die des Böhmerlandes Schönheit preisen. Wehmut durchzittert den Gesang „Prag“, „Abschied vom Böhmerwald“ oder „Im Böhmerwald“:

„Die deutschen Eichen weinen
im tiefen Böhmerwalde;
und ihre heißen Tränen
berweht der Nord, der kalte.

Sie schütteln ihre Kronen
und senken still und klagen.

Sie träumen leise, leise
von alten Wäldernagen!

Liest man diese Gedichte, so ist einem, als ob ein Ostdeutscher zu uns spricht, der im Volkskampf angewachsen ist und nicht ein Mensch, der nur auf kurzen Wanderfahrten das Land kennen gelernt hat. Aber auch die Deutschen anderer Gauen jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle hat er besungen. So hat der in der Arbeit des Alldeutschen Verbandes und des Vereins für das Deutschtum im Ausland stehende Dichter auch für uns Sachsen so warmes Empfinden, so herzinnige Anteilnahme, daß wir ihm zu größtem Danke verpflichtet sein müssen.

In seinem Gedicht behandelt er die Sage des Rattenfängers von Hameln in fast epischer Form. Bündlings leuchtende Gestalt, sein verführerisches Schalmeyen-Lied lockt die Kindlein hinter sich.

„Auf fremder Au, im fernen Süd
ließ Bündling die Kindlein rasten.
Sein Mund war still, es erklang kein Lied;
zu End' war das Wandern und Hasten.

Mit stolzer Miene und festem Blick
hat Bündling Abschied genommen.
Er sprach: „Ruft einst euch zum Kampf das Geschid,
dann werd' ich wiederkommen!“

Dann führt er uns in knappen kraftvollen Versen den zähen Kampf unserer Vorfäter gegen Türk und Tater vor.

„Da scholl durch die Lande laut gellend das Horn:
„Ihr Männer zieht aus zur Wehre!“ —
Hin warfen die Sachsen in heiligem Zorn
die Plugschar und griffen zum Speere!“

Sein Gedicht „Siebenbürgen“ sollte in allen Schulen unserer Heimat gelehrt werden; die erste Strophe lautet:

„Ich weiß ein Volk in Ungarns Mitte
von deutschem Kern und deutscher Art,
das immerdar die alte Sitte
im fremden Lande wohl gewahrt.
Fest an das deutsche Herz gewachsen
sind uns die Brüder blutverwandt,
wir grüßen dich, du Stamm der Sachsen,
im deutschen Siebenbürgerland!“

Mit solchen Worten hat noch kein Reichsdeutscher uns besungen. Die Gedichte über uns stehen im Band „Trutzansaren“, neben ihnen die prächtigen, wehrhaften Kampfesänge „Frei ist das Recht“, „Deutsches Ostmarklied“, „Zeppelin“ und eine bunte Reihe anderer.

In seinem Gedichtband „Das große Erleben“ hat er den Deutschen Kriegsgedichte geschenkt. Kriegsgedichte nicht im landläufigen Sinne; es sind nicht Gedichte, in denen Säbel blitzen und Granaten plagen, nein! Das innerliche Erleben ist es. Gutberlet stand als einfacher Landsturmmann nur kurze Zeit an der Front. Wohl hätte sein dichterisches Genie auch „Schlachtengedichte“ zu schaffen vermocht, das wollte er aber nicht. Denn er gehört zu dem Kreise jener Volkserzieher, die mithelfen, langsam all die entsetzlichen Wunden zu heilen, die der rohe Krieg geschlagen hat. Dabei suchen wir aber vergebens nach dem lendenlahmen, quabligten Pazifismus, der heute in Deutschland so sehr Mode ist. Gutberlet sieht in dem großen Erleben eine Prüfung des deutschen Volkes, das diese nicht bestanden hat, weil es im D-Zugstempo seines letzten Werdens die Innerlichkeit verloren hat. Er wird zum großen Mahner; mit seiner schier unendlichen Fülle lyrischer Gedichte, führt er sein Volk zurück in den Wald, auf Berg und Hain, zu den Blumen, Vögeln, in Himmelsbläue und Sonnenschein.

Was uns der Lyriker Gutberlet in seinen Büchern „Bunte Saat“ und „Eströme der Stille“ und „Heilige Stunde“ geschenkt hat, das ist feinst stilisierte und aufgebaute Lyrik, Stimmungsmalerei von unendlicher Herzens-

wärme, ohne die geringste Manier, ohne Raffinement, ohne Ziererei. Alles ist echter Edelstein, in künstlerisch wertvollster Fassung. Die bedeutendsten deutschen Zeitungen und Kritiker stellen den Lyriker Gutberlet neben Mörike. So sagt einer, daß in seiner Naturlyrik Söne voll seltener Innigkeit sind, voll ernster und doch sonnenverklärter Lebensbejahung, die in reinsten Formvollendung aus der Tiefe gehoben sind. Wilhelm Kohde schreibt, „diese Gedichte muß man mit dem Ohr lesen; so schwingen und zittern sie heimlich nach in unserer Seele, wie der Abendwind in den Saiten der Aolsharfe“.

Ich könnte noch viel, sehr viel über den Dichter und den Menschen schreiben. Dem Verlag Frankenstein und Wagner, Leipzig, bei dem sämtliche Gedichtbände verlegt sind, sei auch gedankt, denn es ist leider heute schwer, für Gedichte Käufer zu finden. Aber auch dafür wird das deutsche Volk wieder einmal Zeit finden. Gutberlets Feuerpruch

„Was auch daraus werde:
Steht zur deutschen Erde,
bleibe wurzelstark!
Kämpfe, blute, werbe
für dein höchstes Erbe!
Siege oder sterbe,
deutsch sei bis ins Mart!
Was dich auch bedrohe:
Eine heil'ge Lohe gibt dir Sonnenkraft!
Laß dich nimmer knechten,
laß dich nie entrecken!
Gott gibt den Gerechten
wahre Heldenschaft!“

wird unserem Volke eine Lehre sein, für die uns allen — mögen wir auf Vorposten stehen oder im Mutterlande wohnen — noch bevorstehenden schweren Kämpfe um unseres Volkstums Bestand!

Fritz Heinz Reimesch.

Die Dichtungen von Georg Trakl. (Kurt Wolff-Verlag, München.) Diese erste Gesamtausgabe der Werke Georg Trakls erschien 1919. Man weiß wenig von Trakl und wird ewig wenig wissen. Daß er im Leben ferne dem Tage war, Trinker und Morphinist, unendlich gütig und kindlich, am 3. Februar 1887 in Salzburg geboren und nach kurzem Kriegsdienst im November 1914 auf ungeklärte Weise im Spital gestorben — was hilft dies Wissen um sein Geschick, wer vermag daran diese Landschaft zu erfassen?

Er ist der Träumer gewesen, der sagenhafte Wanderer. Und seine Lieder sind nicht zu greifen mit groben Händen. Sie gleiten

aus den Abenden, aus der ewig ungedeuteten Stimmung der Stunde, die sich ihm aufgetan hat. Auf seinen Saiten wurde sie nicht begrifflich und beweisbar, sie wurde nur tiefer, nur grundloser und goldner. Einsam ist jeder seiner Gesänge und klar und rein. Müde Menschen verstehen ihn und solche, die in sich sehen und lauschen können.

Der größte Lyriker Österreichs, in seinen Liedern so fern und nah, wie nur die Märchen aus alten Zeiten. Erhaben über die Schreie der Zeit, wehen sie aus der Ewigkeit seiner Seele in die Unsterblichkeit der Natur. Von Schwermut getränkt. Kelche gefüllt immer: von Leid, vom Lächeln, vom Braun der Sonne auf den Stufen, vom Klange der Zeit, von Gott und vielem Unfassbaren.

Man nennt seine Gedichte schwer aus der Verlegenheit, ihn nirgends einreihen zu können, aus der Unfähigkeit, Seele zu sein. Er ist heilig und kein mit Seichtigkeit der letzten begründenden Denkmaschine Grunzen entlockender Barde, wie Geibel.

Mit Ellen sind nur schlechte Verse zu messen und mit dem Verstande die übelsten. Die Tiefe wahrer Lyrik duftet aus dem Gefäße der Worte, wie eine Offenbarung, die nie gesagt werden kann. Nur — plötzlich sind wir ganz gefangen. Heinrich Zillig.

Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Kurt Pinth u. s. (Ernst Rowohlt, Verlag Berlin W. 35. 1920.) Gegeben ist uns diese Sammlung deutscher Lyrik der Zeit, die zerfressen und haltlos, aus den Fängen irrsinniger Militarismen, im Frieden, im Kriege, in einer Revolution aufwehte. Es sind die großen Heutigen darunter; manche deren Häupter in die Ewigkeit ragen, wenige, die verstummen werden.

Aber alle leiden, alle empören sich, alle berauschen sich und lieben. Kein poetisch-politisches Manifest, sondern das Erleben der Gegenwartseele künstlerisch geschöpft.

Die beiden Toten, Georg Heym und Österreichs größter Lyriker Georg Trakl. Der erste hält in strengster Form den tiefsten Ausdruck, ein wuchtendes Gebirge und süßer klarer Fluß. Der andere, ein Weiher in Abenden, schwer, düster und rein; ein ferner Wanderer, ein fremder, weinender Klang.

Albert Ehrenstein, zerrissen von Großstadt, der Meuterer wider Gott, der Sucher durch das Leben hin und wieder kraftlos in bitteren Stunden entwurzelt.

Aber weit und endlos leuchtet das Herz der Elise Lascher-Schüler. Im Osten pflückt es Blumen, nun regnen sie über uns her. Ein Wort getränkt, ein Bild geläutert von Weibtum. Weiße Tauben fliegen empor.

Gottfried Benns hartes Auge und sägende Sprache wird plötzlich geglättet vom Seime einer unendlichen Stimmung, die sich noch tiefer aus der bunten Phantasie Wilhelm Klemms hingibt neben Erlösung durch strömenden Geist.

Im Gesange Theodor Däubler erkennen wir den Keim, der das geheimste Wesen aller Dinge verbindet und der gefallene August Stramm kettet den Schlag des Gefühls zu jagender Härte.

Und wieder Alfred Lichtenstein, der einzige, dem die Großstadt ganz zur Landschaft wurde und der einzige, der sie verstand und beherrschte.

Dann Franz Werfel, am bekanntesten, aber nicht immer eigen. Oft wird seine Geste zu weit und seine Liebe zum Selbstspiel.

Der ekstatische Heynicks, die andern noch, Becker, Goll, Hasenclever, van Hoddiss, Leonhard, Loh, Otten, Rubiner, Schickels, Wolfenstein, Zech, — sie bilden den Chor aus dem die Vorjänger steigen.

So wird diese Sammlung ein Vorahnen lichterer Zukunft und ist gleichzeitig die Auslese der stärksten neuen Lyrik, und wohl gewählt, um das innere Wesen jeder dieser Dichter voll zu vermitteln. Leider fehlen Karl Kraus und Ernst Bläß in dem Werke.

Heinrich Zillig.

Mitteilungen der Schriftleitung

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 10 dieses Jahrganges soll es auf S. 304, 2. Spalte statt *Pepinion* natürlich *Popinion* heißen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Esaki, Hermannstadt. — Anschrift der Schriftleitung: Hermannstadt, Sporengasse 3, I. Stock — Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt. — Zensuriert durch: Cenzura Sibiu.

Ostlandjahrbuch

1921

Preis Lei 16.—



Tagespost: . . . Die Erzählungen sind talentvolle kleine Sachen . . . Die Auswahl der Gedichte enthält ausnahmslos Schönes . . .

Schwäbische Volkspresse: . . . Alles in Allem also ein Werkchen, daran jeder genutzfähige Mensch seine Freude haben kann. ::

Künstlerkalender

1921

Preis Lei 20.—

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Schwäbische Volkspresse: . . . Wer diesen Kalender um den billigen Preis . . . erwirbt, hat ein Jahr lang liebe Freunde im Haus: :: :: sächsische Künstler . . . :: ::

Adeverul literar și artistic: . . . Herr Krafft publiziert einen Künstlerkalender für 1921 mit wunderbaren Reproduktionen . . . , der jeden :: :: Inselalmanach übertrifft. :: ::

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag W. Krafft, Hermannstadt